Briefe
über
Italien
von
C. J. J***
Mitglied der Florentinischen Academie des Ackerbaues.

Zweyter Band.

Weimar 1780.
bey Carl Ludolf Hoffmann.

Inhalt des ersten Bandes.

Erster Brief.
Vom Handel der Florentiner, und vom Orden der Humiliaten — S. 1.
Zweiter Brief.
Von der Cicisbeatura der Italiener — 18.
Dritter Brief.
Vom Nahrungsstande in Italien — 38.
Vierter Brief.
Ueber die Bevölkerung Italiens — 85.
Fünfter Brief.
Von den Spielen der Italiener — 117.
Sechster Brief.
Ueber den National-Charakter der Italiener — 155.
Siebenter Brief.
Von dem gegenwärtigen Zustand der Gelehrsamkeit in Italien, besonders in Toskana — 213.

Inhalt des zweiten Bandes.

Achter Brief.
Ob Flavius Giója die Magnetnadel erfunden habe, und von dem ersten Versuche der Genueser um das Vorgebürge der guten Hofnung den Weg nach Ostindien zu entdecken — S. 1.
Neunter Brief.
Von dem berühmten Propheten Joachim, Abt des Cisterzienser-Ordens — 19.
Zehnter Brief.
Vom gegenwärtigen und ältern Zustande des Vesuvs — 29.
Eilfter Brief.
Ueber den Ursprung der Hetrusker und ihrer Sprache — 59.

Zwölf-

Innhalt.

Zwölfter Brief.
Ueber den Ursprung der Italienis. Sprache — S. 99.
Dreyzehnter Brief.
Ueber des Herrn Abts von Sade Memoires pour la Vie de Petrarque — 120.
Vierzehnter Brief.
Ob Cimabue der erste Wiederhersteller der Malerkunst in Italien sey? — 142.
Funfzehnter Brief.
Beschreibung des Großherzoglichen Gartens Boboli zu Florenz — 171.
Sechszehnter Brief.
Vom Großherzoglichen Lustschloß Poggio a Cajano — 191.
Siebenzehnter Brief.
Etwas zur Lebensgeschichte des Michelangelo Buonarroti — 199.
Achtzehnter Brief.
Von dem Großherzoglichen Lustschloß Pratolino — 203.
Neunzehnter Brief.
Ueber die Briefe des Peranda und etwas zu seiner Lebensgeschichte — 212.
Zwanzigster Brief.
Von Alexander de' Medici, ersten Herzog zu Florenz — 223.

Anmerkung zum 10. Briefe. Dieser Brief war schon gedruckt als die dießjährige Entzündung des Vesuvs vorfiel. Ich werde nicht ermangeln, die neuen Veränderungen in einem andern Briefe zu beschreiben.

Briefe über Italien.

Achter Brief.

Ob Flavius Gioja die Magnetnadel erfunden habe, und von dem ersten Versuche der Genueser, um das Vorgebürge der guten Hofnung den Weg nach Ostindien zu entdecken.

Sie haben, liebster Freund, das Vertrauen, auf Italiänischen Boden sey es nun wohl entschieden, ob der Amalfitaner Flavius Gioja die Magnetnadel erfunden habe. Natürlicher Weise sollte es so seyn. Allein ich finde, daß so wohl in

Italien, als in den übrigen Theilen von Europa das Vorurtheil, welches den gedachten Gioja für den Erfinder des Kompasses hält, so sehr herrscht, daß überall die vornehmsten Geschichtschreiber nicht aufhören, diesem Manne, von dem wir nichts als seinen Namen wissen, die so wichtige Entdeckung zu verdanken, ob gleich kein gleichzeitiger Schriftsteller nur mit einem Wort seiner gedenkt. Es haben zwar in Italien und in Teutschland schon manche Gelehrten die Sache in Zweifel gezogen, aber ihre Beweisgründe haben sie entweder nicht ausführlich genug behandelt, oder sie haben nicht überall den gehörigen Eindruck gemacht. Jedoch sollte ich wohl nun glauben, daß die Beweisgründe, die der gelehrte Exjesuit Tiraboschi in seiner gelehrten Geschichte Italiens gesammelt hat, dem alten Vorurtheil einen tödtlichen und vielleicht den letzten Stoß gegeben haben; denn sie sind so überzeugend, daß, woferne ich mir nicht zu viel zutraue, kein vernünftiger Mann daran zweifeln kann. Ich will Sie Ihnen ins Kurze bringen, und hier und da mit meinen Anmerkungen erläutern.

Einige sind der Meinung, die Eigenschaft des Magneten, sich gegen den Nordpol zu wenden, sey den alten Griechen und Römern *) nicht unbekannt gewesen. Sie wollen so gar in den Lustspielen des Plautus unter den Worten cape vorsoriam, **) wo von einem Segeltau die Rede ist, die Magnetnadel entdecken. Es ist aber gewiß, daß die Alten in ihren Schiffahrten nichts von derselben wußten; denn wenn sie die Sonne und die Sterne nicht sahen, wußten sie nicht mehr, wo sie sich in der ofnen See hinwenden sollten.

Ipse diem noctemque negat discernere coelo,
Nec meminisse viae media Palinurus in vnda.
Tres adeo incertos caeca caligine soles
Erramus pelago, totidemque sine sidere noctes. ***)

Das gänzliche Stillschweigen des Plinius ist allein hinreichend, das Gegentheil zu bewei-

*) Mercator. Act. V. Scen. II. v. 34.
**) Trinumm. Act. IV. Scen. III. v. 26.
***) Aeneid. Lib. 3. v. 201.

weisen. Er hatte alles gelesen, was die Griechen und Römer von der Naturgeschichte geschrieben hatten. Er handelt auch oft vom Magnet, und beschreibt auf eine sehr anmuthige Weise seine Kraft, das Eisen an sich zu ziehen.*) Warum sollte er seine wunderbare Kraft, sich gegen den Nordpol zu wenden, verschwiegen haben, wenn sie zu seinen Zeiten bekannt war? So schweigen auch alle ältere Geschichtschreiber, alle Dichter, wenn sie von Schiffahrten singen, alle Weltweisen und Naturforscher, wenn sie vom Magnet handeln.

Andere verfehlen eben so sehr die Wahrheit, wenn sie die Erfindung der Magnetnadel den Chinesern zuschreiben, woher sie Marco Polo nach Italien überbracht habe. Denn wir werden unten sehen, daß längst vor dem Jahr 1295, da M. Polo aus Asien zurück kam, die Magnetnadel in Italien bekannt war; und was die Chineser betrift, so sagen zwar alle, die diese Frage behandeln, sie haben von alten Zeiten her den Kompaß gekannt; es scheint aber, daß keiner unter ihnen un-

ter-

*) Hist. nat. Lib. 36. c. 16.

tersucht habe, ob die Nadel, deren sie sich bedienen, mit dem Magnet wirklich bestrichen sey. Denn der Französische Missionär Entrecolles versichert uns in einem Briefe, welcher der allgemeinen Weltgeschichte einverleibt ist, und hats mit eigenen Augen gesehen, daß die Nadel der Chineser nicht mit dem Magnet bestrichen, sondern mit einer Materie, die dem Eisen die Kraft mittheilt, sich nach dem Nordpol zu wenden, überzogen ist.

Also muß die Magnetnadel in den mittlern Zeiten den Europäern bekannt worden seyn. Aber wenn? — dieses, so viel möglich, zu bestimmen, muß die Zeit fest gesetzt werden, wann von den Schriftstellern zuerst Meldung davon geschiehet. Unter den Franzosen soll ein gewisser Dichter Namens Guyot von Provins ihrer unter dem Namen Marinette zuerst gedacht haben. Montucla und andere *) setzen diesen Dichter ins 12te Jahrhundert, und der erste fügt hinzu: die Verse,

*) Hist. des Mathematiques Tom. I. p. 435. Encyclop. art. *Boussole*. Sabbathier dictionaire des auteurs class. Tom. VII. p. 314.

worinn der Magnetnadel gedacht wird, werden von andern einem gewissen Hugo von Bercy, der unter König Ludwig dem heiligen in der Mitte des 13 Jahrhunderts lebte, zugeeignet. Le Gendre, der auch dieser Meinung ist, vermengt gar den Hugo von Bercy mit Guyot, und setzt diesen ins 13 Jahrhundert *). Wir müssen daher von den Franzosen abgehen, bis sie erst festgesetzt haben, wem die alten Verse, worinn von der Magnetnadel Erwähnung geschieht, zugehören, und zu welcher Zeit sie geschrieben sind. So übergehe ich auch jene Schriftsteller, als da sind Apollinaris Sidonius und die Geographie von Nubien, worauf sich der P. Fournier **) beziehet, ohne die Stellen selbst anzuführen, und andere eines ungewissen Alters, oder die zu dunkel davon sprechen, und halte mich nur an jene, an deren Zuverläßigkeit und Deutlichkeit gar nichts auszusetzen ist.

Un-

*) Traité de l'opinion, Tom. VII. p. 405. Edit. de Paris.

**) Hydrograph. Lib. 11. c. 9.

Unter diesen ist der Kardinal Jacob von Vitry, der im Jahr 1244. starb, der älteste. Niemand kann deutlicher von der Magnetnadel und ihrem Gebrauche sprechen, als er thut, da er schreibt: Adamas in India reperitur..... Ferrum occulta quadam natura ad se trahit. Acus ferrea, postquam adamantem contigerit, ad stellam septentrionalem . . . semper conuortitur; vnde valde necessarius est nauigantibus in mari *). Man muß sich nicht verwundern, daß der Kardinal den Magnet einen Demant nennt; denn es sind noch andere Zeugnisse von Schriftstellern des 13 Jahrhunderts vorhanden, worinn der Magnet nicht nur Demant genannt, sondern auch unter das Geschlecht des Demants gerechnet wird; welches aber hier nichts zur Sache thut. Der Dominikanermönch Vincentius von Beauvais, der in der ersten Hälfte des 13 Jahrhunderts lebte, beschreibt so gar die Art, wie man damals eine Magnetnadel zum Gebrauch der Schiffart verfertigte. Aliud Adamantis genus (sagt er) in Arabia reperitur. . . stellam maris indicem itineris inter obscuras nebulas per diem vel

 noctem

*) De Histoir. Hierosol. c. 89.

noctem nautis prodit. Cum enim vias suas ad portum dirigere nesciunt, cacumen acus ad *adamantem* lapidem fricatum per transuersum in festuca parua infigunt, et vasi pleno aquae immittunt; tunc adamantem vasi circumducunt, et mox secundum motum eius sequitur in circuitu cacumen acus. Rotatum ergo perinde citius per circuitum lapidem subito retrahunt, moxque cacumen acus auulso ductore contra stellam aciem dirigit, statimque subsistit, nec per punctum mouetur, et nautae secundum demonstrationem factam ad portum vias dirigunt *). Eben so deutlich spricht Brunetto Latini, der in der zwooten Hälfte des 13 Jahrhunderts lebte, von der Kraft des Magneten sich gegen den Nordpol zu wenden, und von dem Nutzen, den die Schiffahrt hieraus ziehet. Les gens, sagt er in seinem Tresor, qui sont en Europe naient ils a tramontaine devers septentrion, et les autres naient a celle de midy; et que ce soit la verité, prenés une *pierre d' jamant* ce est *calamite*, vous trouverès, qu'elle a deux faces, l'une gist vers une tramontaine, et l'autre vers l'autre: et

*) Specul. Doctrin. Lib. 17. c. 134.

et chacune des faces alie l'aguille vers celle tramontaine, vers qui cette face gisoit; et pour ce *seroient les mariniers deceus, se ils ne preissent garde* *).

Diese Zeugnisse beweisen augenscheinlich, daß die Magnetnadel nicht nur im 13 Jahrhundert eine allgemein bekannte Sache, sondern auch schon längst in der Schiffahrt gebräuchlich war. Daher erfolgt, daß die allgemeine Meinung, Flavio Gioja von Amalfi sey der Erfinder der Magnetnadel, und die Portugiesen haben den Gebrauch derselben zuerst in die Schiffahrt eingeführt, **) ungegründet, und falsch ist. Wie kann sie Flavio Gioja, der im Anfang des 14 Jahrhunderts lebte, erfunden haben, da sie in der ersten Hälfte des 13 Jahrhunderts eine ganz bekannte Sache war? dazu sind auch alle die Zeugnisse, womit man beweisen will, Flavio Gio-

*) Falkonnet Hist. de l'academ. des inscript. T. 7. p. 298.

**) Allgemeine Geschichte der Reisen, Einleitung. Robertsons Geschichte von Amerika, 1 Band, Seite 41.

ja sey der Erfinder der Magnetnadel, von gar zu späten Zeiten, als daß sie Glauben verdienen. Sie sind alle vom 15 Jahrhundert. Kein gleichzeitiger Schriftsteller thut Meldung davon.

Weil unter allen Italiänischen Städten Amalfi zuerst einen weit ausgebreiteten Handel zu Wasser getrieben hat, und so gar in ihrem Wappen die Magnetnadel führt; so kann dieses zu der allgemeinen Sage, die einen Bürger dieser Stadt zum Erfinder der Magnetnadel macht, Gelegenheit gegeben haben. Die sich aber darauf gründen, verfehlen die Wahrheit himmelweit. Denn was die Schiffahrt der Amalfitaner angehet, so war jene der Phönicier weit mehr ausgebreitet, ohne daß sie sich der Magnetnadel bedienten. Und wer kann beweisen, warum und zu welcher Zeit die Amalfitaner angefangen haben, das gesagte Wappen zu führen? Konnte dieses nicht geschehen, weil sie etwa unter allen Italienern die ersten waren, sich der von andern erfundenen Magnetnadel zu bedienen, oder durch dieses Werkzeug ihre Schif-

fahrt

fahrt weiter als andere ausgebreitet hatten? Von dem Vorgeben einiger Franzosen, die Erfindung der Magnetnadel habe man ihnen zu verdanken, weil sie die Lilie, womit die Magnetnadel pflegt geziert zu werden, in ihrem Wappen führen, *) will ich gar nichts sagen.

Wenn man betrachtet, wie viel Zeit dazu erforderlich war, daß alle Seefahrer in Europa die alte Gewohnheit, sich nah an die Küsten zu halten, verließen, und durch mannigfaltige Erfahrung so von der Sicherheit der Magnetnadel überzeugt wurden, daß sie ihr Leben ihrer Leitung anvertrauen konnten: so kann die Erfindung derselben mehr als ein Jahrhundert früher geschehen seyn, als wir in den oben angeführten Schriftstellern des 13 Jahrhunderts Meldung davon finden. Es wird daher sehr wahrscheinlich, daß wir diese Erfindung den Saracenen zu verdanken haben. Die große Menge Arabischer Schriften, die sich hier und da in den Bibliotheken, besonders in jener des Eskurials befinden, sind ein deut-

*) Hist. litterair. de la France, Tom. 19. p. 199. Encyclop. Art. *Boussole*.

deutlicher Beweis, daß diese Nation sich in den mittlern Zeiten mit großem Fleiß in Künsten und Wissenschaften übte. Ihre weitläuftigen Besitzungen und Handel bis nach Ostindien gaben ihnen Anlaß zu weitläuftigen Schiffahrten, wozu ihnen die Magnetnadel trefliche Dienste thun konnte. Sie können daher gar leicht die Erfinder derselben seyn. Dieß läßt sich auf folgende Weise darthun.

Der deutsche Dominikanermönch, Albertus Magnus, welcher in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts lebte, führt in seinem Traktat von den Mineralien aus einem vorgegebenen Buche des Aristoteles von den Steinen, folgende Stelle an: Angulus magnetis cujusdam est, cujus virtus convertendi ferrum ad Zorum; (hoc est septentrionem) et hoc vtuntur nautae. Angulus vero alius magnetis illi oppositus trahit ad Aphron (id est Polum meridionalem); et si approximes ferrum ad Zorum, etsi ad oppositum angulum approximes, convertit se directe ad Aphron *). Wenn diese Stelle wirklich in des Aristoteles Schrif-

*) Trombelli Dissert. sulla Bussola p. 333.

Schriften befindlich wäre, so würde ganz ausser Zweifel seyn, daß den alten Griechen der Gebrauch der Magnetnadel bekannt war. Es ist aber das Gegentheil schon oben bewiesen worden. Folglich hat Albertus die angeführte Stelle aus einem verfälschten Werke des Aristoteles gezogen. Unter den griechischen Schriften dieses Weltweisen ist keine vorhanden, welche von den Steinen insbesondere handele, oder wo sich die obige Stelle befinde. Daher ist wahrscheinlich, das Albertus eine lateinische Uebersetzung des verlornen griechischen Buchs des Aristoteles περι της λιθου, wovon Diogenes Laertius Meldung thut *), in Händen gehabt habe. Diese lateinische Uebersetzung war ohne Zweifel aus dem Arabischen geschehen. Denn nur im Arabischen ist ein ähnliches Werk des Aristoteles von den Edelgesteinen vorhanden, dessen Manuscript der P. Labbè anzeiget **), und keine Nation konnte die angeführte Stelle von der Magnetnadel in die Schriften des Aristoteles eingeschaltet haben, als die Saracenen, welche

*) Vit. Philosophor. Lib. 5. n. 26.

**) Biblioth. m. 55. p. 255.

che, das wenige, was Boethius ins Latein übersetzte, ausgenommen, vor allen andern Nationen die Schriften des Aristoteles in ihre Sprache übersetzt haben. So scheinen auch die Wörter *Afron* und *Zoron*, die weder griechisch noch lateinisch sind, anzuzeigen, daß die lateinische Uebersetzung, die Albertus in Händen hatte, aus dem Arabischen war. Folglich war die Magnetnadel und derselben Gebrauch lang vor dem 13ten Jahrhundert, da man erst die Schriften des Aristoteles ins Latein zu übersetzen anfieng, unter den Saracenen bekannt. Weil diese im zehnten Jahrhundert die nächsten Nachbarn der Amalfitaner waren, die damals unter allen Europäern sich am meisten mit der Schiffahrt beschäftigten: so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie ihnen den Gebrauch der Magnetnadel mitgetheilt haben. Woher sich dann erklären läßt, warum man eigentlich weder das Jahr der Erfindung, noch des Erfinders Namen weiß; welche man gewiß aufgezeichnet haben würde, wenn man die Erfindung nicht nach und nach von Fremden angenommen hätte.

Wozu nun das Raisonnement, welches Robertson auf die Fabel des Flavio Gioja gründet? „Ob nun gleich, sagt er, der Gebrauch des Kompasses die Italiener in den „Stand setzte, die kurzen Seereisen, an die „sie gewöhnt wären, weit sichrer und ge„schwinder zu vollenden: so war doch sein „Einfluß nicht so schnell, noch so gemein, daß „er die Schiffahrt so gleich kühn gemacht, und „Entdeckungsgeist erweckt hätte . . . . . Ver„muthlich bemühte sich die Handelseifersucht „der Italiener, die glückliche Erfindung ihres „Landsmannes andern Völkern zu verheh„len . . . . Nach Gioja's Entdeckung verstrich „daher noch fast ein halbes Jahrhundert, ehe „die Seefahrer sich in einige ihnen bis dahin „noch unbekannte Meere wagten.„ Daß die Italiener die Erfindung der Magnetnadel andern Nationen verhehlt haben, kann auf keine Weise dargethan werden. Es wird vielmehr durch die oben angeführten Zeugnisse bewiesen, daß in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, italienische, französische und teutsche Schriftsteller davon, als von einer allgemein und schon längst bekannten, und bey

allen

allen Seefahrern gebräuchlichen Sache geschrieben haben. Was aber den Punkt von dem Entdeckungsgeiste betrift, den diese Erfindung erst lang nach Gioja's Tode, in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, und zwar nicht unter den Italienern, sondern unter den Spaniern, hervorgebracht haben soll, so ist dieses eben so wenig als das Vorige auf die Wahrheit gegründet. „Die erste Erscheinung eines kühnern Geistes, fährt Robertson fort, kann man von den Reisen der Spaniern, nach den glückseligen oder Canarischen Inseln, an rechnen. Der Zufall, durch welchen sie zur Entdeckung dieser kleinen Inseln geleitet wurden . . . . . haben die damaligen Geschichtschreiber uns nicht gemeldet.„ Es kann aber bewiesen werden, daß die Canarischen Inseln schon im 13ten Jahrhundert, längst vor den Spaniern, von den Genuesern befahren worden sind. Petrarka belehrt uns dieses, wenn er sagt: eò ſiquidem et patrum memoria Genuenſium armata claſſis penetrauit. Wer weiß aber nicht, daß Petrarca im Jahr 1304 zur Welt kam? Folglich haben die Genueser schon im 13ten Jahrhundert die Canarischen Inseln befahren.

Damit

Damit aber noch mehr bekannt werde, daß die Italiener die Erfindung der Magnetnadel zur Entdeckung neuer Länder vor allen andern Nationen benuzt haben, und zugleich das allgemeine Vorurtheil, die Portugiesen haben zuerst einen Weg nach Ostindien um Afrika gesucht, aus dem Wege geräumt werde, so will ich auch ungezweifelte Gründe anführen, zu beweisen, daß die Genueser längst vor den Portugiesen diesen Weg zu Wasser aufgesucht haben. Der Genuesische Geschicht-schichtschreiber Foglietta, erzählt, gegen das Jahr 1291. haben Tedislo Doria, und Ugolino Vivaldi, auf eigene Kosten zwo Galeeren ausgerüstet, den bis dahin unbekannten Weg nach Indien zu entdecken. Seine Worte sind folgende: Tedisius Auria et Vgolinus Vivaldus duabus triremibus priuatim comparatis et instructis . . . aggressi sunt maritimam viam ad eum diem orbi ignotam ad Indiam patefaciendi, fretumque Herculeum egressi, cursum in occidentem direxerunt; quorum hominum . . . . . . qui fuerint casus, nulla ad nos unquam fama peruenit *). Wenn Fogliet-

*) Hist. Genuensis Lib. 5.

lietta allein dieses erzählte, ohne daß es sich auf das Zeugniß gleichzeitiger Schriftsteller gründete: so könnte mans einigermaßen den Reisebeschreibern verzeihen, von dieser rühmlichen Unternehmung der Genueser keine Meldung gethan zu haben. Diese Erzählung wird aber von dem gleichzeitigen Schriftsteller Pietro d'Abano bestätiget, welcher in seinem Werke, dem er den Titel Conciliator giebt, folgendes Zeugniß davon ablegt: Parum ante ista tempora Ianuenses duas parauere omnibus necessariis munitas Galeas, qui per Gades Herculis in fine Hispaniae situatas transiere. Quid autem illis contigerit, jam spatio fere trigesimo ignoratur anno *). Daß er aber hier von dem Wege nach Ostindien spreche, erhellet daraus, daß er hinzufügt, itzt müsse man noch immer zu Lande dahin reisen, und den damals gewöhnlichen Weg dahin beschreibt. Die Genueser waren in der zwooten Hälfte, besonders gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts, allen andern Europäern an der Schiffahrt und im Handel überlegen. Gegen das Jahr 1298. schlugen sie die Flotte der Venetianer, und bekamen den Marco Polo, der

vor

*) Conciliat. Differ. 77.

vor kurzem von seinen Asiatischen Reisen zu-rück gekommen war, gefangen. Die Ehrenbezeugungen und Liebkosungen, wodurch sie ihn zu gewinnen suchten, ihnen seine Entdeckungen mitzutheilen, sind ein neuer Beweiß, daß sie damals mit dem Entdeckungsgeiste belebt waren, der in folgenden Zeiten sich ganz in ihrem Landsmanne Kolumbus eingeschränkt zu haben schien, trotz allen möglichen Widerwärtigkeiten, eine neue Welt zu entdecken.

Neunter Brief.

Von dem berühmten Propheten Joachim, Abt des Cisterzienser-Ordens.

Es gehöret mit zu unserm Ackord, daß ich Ihnen, Lieber Freund, den Charakter berühmter Männer Italiens bekannt mache, oder Ihnen wenigstens die Nachrichten davon liefere, die mir durch italienische Schriften, durch Hörensagen, oder durch eigenen Umgang von ihnen bekannt sind. In der nemlichen Quelle, woraus ich den Stof zum vorigen Briefe geschöpft habe finde, ich

schöne Nachrichten, welche dienlich sind, den Charakter des in der Kirchengeschichte berühmten italienischen Cisterzienserabts Joachim, zu schildern. Ich will sie Ihnen mittheilen.

Es giebt wenige berühmte Männer in der Geschichte, von welchen so verschiedene Urtheile gefällt worden sind, als vom Abt Joachim. Einige schildern ihn als einen heiligen Mann ab, der mit dem übernatürlichen Licht der Weissagung begabt war. Andere beschreiben ihn als einen Heuchler und Betrüger. Viele halten ihn für einen guten ehrlichen Mann, der aus Einfalt glaubte, vom Himmel erleuchtet zu seyn. Sein Leben hat unter den Neuern *) der Jesuit Papebroch am besten untersucht **).

Es ist sehr wahrscheinlich, daß er gegen das Jahr 1130 zu Celico, in einem Calabrischen Dorfe des Cosentinischen Kirchsprengels zur Welt kam. Von seiner Jugend ist nichts bekannt, als daß er in einem Bußkleide die hei-

*) Gregor. Lauro Apologia e Vita di Giovacchino Abate, à Napoli 1660. Iac. Greco Vita dell' Ab. Giovachino. Cosenza 1612.

**) Acta SS. Maji. vol. 6. ad D. 29.

heiligen Oerter in Palestina besucht habe, und nach seiner Zurückkunft in den Cisterzienserorden getreten sey. Er wohnte in verschiedenen Klöstern Calabriens, und wurde endlich Abt zu Curazio. Darauf stiftete er in Calabrien die berühmte Abtey Fiore, welche in folgenden Zeiten das Haupt einer strengern Kongregation dieses Ordens geworden ist, nachdem sie von der Kayserin Konstantia, von ihrem Sohn Friedrich II. und von andern bereichert worden war. Joachim war daselbst Abt bis ins Jahr 1207, da er starb. Von seinen Tugenden hat uns Lucas, Erzbischof zu Consenza, der sein Mitbruder, Schüler, und vertrauter Freund war, eine kurze Beschreibung hinterlassen, die Ughelli und Papebroch ans Licht gestellt haben. Er beschreibt ihn als einen gottseligen Mann, der unter dem Meßopfer so sehr von Liebe gegen Gott entbrannte, daß sein durch vieles Fasten und Wachen erblaßtes Angesicht feuerroth wurde; der sich aus Demuth schlecht kleidete, und sich nicht schämte, die niedrigsten Dienste des Klosters zu verrichten; übrigens aber so ganz über alle menschliche Größe hinausgesetzt war, daß er die Kayserin Konstantia nicht Beicht hören wollte,

te, wenn sie sich nicht auf Gottes Erdboden niedersetzte. Was ihn aber noch viel schätzbarer machte, war dieses, daß er nach allen seinen Kräften den Armen zu Hülfe kam. Diese und noch mehrere gute Eigenschaften beschreibt der Erzbischof mit einer glaubwürdigen Einfalt, und ohne die schwärmerische Großsprecherey, die manchen Legenden der Heiligen eigen ist.

Von seinen Wunderthaten erzählt der Erzbischof nichts anders, als was er in eigener Person erfahren hatte. Er sagt, er habe ihm die Zunge gelöset, und ihn von einer tödtlichen Krankheit befreyet. Die übrigen Wunderdinge, die er im Leben und nach dem Tode gethan haben soll, deren Wahrheit aber vom päbstlichen Stuhle noch nicht bestätiget worden ist, werden von neuern Schriftstellern erzählt, die sie nicht mit ächten Urkunden beweisen können. Indessen läßt der päbstliche Stuhl zu, daß er von den Cisterziensern seiner Kongregation als ein Heiliger verehrt werde.

Was seinen prophetischen Geist betrift, so wird ihm derselbe von den ältesten Schriftstellern theils zugestanden, theils abgesprochen.

Sikar-

Sikardus, Bischof zu Cremona, sein Zeitgenoß, sagt in seiner Chronik beym Jahr 1194: His temporibus quidam extitit Ioachim Apulus Abbas, qui ſpiritum habuit prophetandi, et prophetauit de morte imperatoris Henrici, et futura deſolatione Siculi Regni, et defectu Romani imperii, quod manifeſtiſſime declaratum eſt *). Hingegen hält ihn der Engländer Rogerius Howeden, der auch damals lebte, für einen falschen Propheten und Lügenkrämer, und beweiset dieses mit der falschen Weissagung vom glücklichen Ausgang des Kreutzzuges ins heilige Land, wozu er im Jahr 1190 die Könige, Richard von Engelland und Philipp von Frankreich, ermunterte **). Auch war der Englische Lehrer, Thomas von Aquin, der Meinung, einige Dinge habe Joachim durch die Kräfte der natürlichen Vernunst vorausgesagt, in andern Dingen aber habe er sich betrogen *.*). Dante aber, der nicht gar lang nach diesem lebte, hält ihn für einen wahren Propheten:

*) in Chronic. ad ann. 1194. Muratori Script. Rer. Ital. vol. 7. p. 617.

**) Annal. Anglic. ad An. 1190.

.) in IV. Sentent. Diſt. 43. Qu. 1. Art. 3.

Il Calabrese Abate Giouachino
Di profetico Spirito dotato *).

Wenn Männer von großer Einsicht, die theils zu Joachims Zeiten, theils nicht lang nach ihm gelebt haben, nicht darinn zusammenstimmen, daß er mit dem Geist der Weissagung begabt gewesen; so wäre es lächerlich, wenn man nach einem Verlauf von mehr als 500 Jahren die Sache zu seinem Vortheil entscheiden wollte: es wäre denn, daß man Weissagungen, die wirklich in Erfüllung gebracht worden sind, zum Beweis anführen könnte.

Papebroch führt einige derselben aus Joachims eigenen Schriften an. In einem Briefe, den er 1191 an einen Freund zu Messina schreibt, weissaget er dem Könige Tankred, der die Klöster seiner Kongregation zu vertilgen gedrohet hatte, und seinen Kindern den Untergang, der auch wirklich 1194 und kurz hernach erfolget ist. In seinem Kommentar über Jeremias weissaget er dem Kayser Heinrich V. daß nach seinem Tode sich zween Fürsten (Otto und Philip) um das Reich zanken würden, und nach dem Tode des Einen (Philips) ein

*) Pard. c. 12. v. 140.

ein dritter (Friedrich II.) dazu kommen und den zweiten des Kayserthums entsetzen würde. Vide autem tu, (so redet er den Kayser Heinrich an) qui Vipera diceris, ne te pereunte morteque praevento Imperii latera disrumpantur, et aliqui quasi duae Viperae ad Apicem potestatis ascendant; et quasi Evilmerodach vnus eorum obtineat, qui in breui tempore a morsu regali retro cadat. Alles dieses wurde kurz nach Joachims Tode durch die drey obengenannten Fürsten in Erfüllung gebracht. In dem genannten Werke weissagte er auch von Friedrich II. der damals, als er dieses schrieb, drey Jahr, und da er starb, acht Jahr alt war, er werde die Päbste verfolgen, einen unrühmlichen Frieden mit den Saracenen schliessen, in den Kirchenbann gethan, und mit der Vertilgung seines Schwäbischen Geschlechts bestraft werden.

Wer versichert uns aber, daß diese und dergleichen Weissagungen, die sich in seinen hinterlassenen Schriften finden, nicht von fremder Hand erst nach erfolgten Begebenheiten und nach Joachims Tode eingeschaltet worden sind? Hat man doch dem guten Manne schon bey

Lebzeiten Weissagungen angedichtet, theils die Kayserliche Parthey verhaßt zu machen, theils die Fürsten zu den Kreutzzügen zu ermuntern. Einige davon, wodurch den Geschlechtern Tankreds und Friedrichs der Untergang bedroht wird, kann man als fromme Wünsche und Flüche der von ihnen beleidigten Mönche ansehen, deren Erfüllung man aus ganz natürlichen Ursachen lang voraussehen konnte. So beurtheilte sie der einsichtsvolle Thomas von Aquin, dem die damaligen Umstände der Sachen, die zum Erfolg etwas beytragen konnten, besser bekannt waren als denen, die einige hundert Jahr nach ihm davon haben urtheilen wollen.

Daß der Abt Joachim Weissagungen von der Folge der Päbste aufgezeichnet habe, davon haben wir kein älteres Zeugniß, als welches Papebroch aus den Schriften eines gewissen Telesphorus von Cosenza vom vierzehnten Jahrhundert anführt. Dieser bekennt, von Joachim ein Buch unter dem Namen de Flore, welches mit den Worten: „Tempore colubri Leaenae Filii„ anfieng, gesehen zu haben. In demselben habe er die Folge der Päbste

von

von Innocenz IV. bis zu den Zeiten des Antichrists vorausgesagt. Allein dieses Buch ist nicht mehr vorhanden, und scheint von den Mönchen selbst, um ihrer Ruhe willen, vertilgt worden zu seyn. Nichtsdestoweniger trägt man sich noch immer mit Joachims Weissagungen; und es wird kein Pabst erwählt, den man nicht darinn abgeschildert finden will. Man darf sie aber nur sehen, um den Betrug zu bemerken. Joachims Weissagungen fiengen von Innocenz IV. an; diese aber nehmen ihren Anfang vom Pabst Nicolaus dem III. und thun keine Meldung vom Antichrist, wo sich jene endigten. Sogar reichen sie in einigen Editionen nicht weiter, als auf Inncoenz VIII. der 1492. gestorben ist. Der Urheber dieser Weissagungen entdeckt selbst seinen Betrug, da er alle seine Päbste mit der dreyfachen Krone vorstellt, ohne zu bedenken, daß diese Zierde erst von Urban V. erfunden worden ist.

Wenns daher gewiß ist, daß dem Abt Joachim Weissagungen angedichtet worden sind; wenn seine Zeitgenossen, und die nicht sehr lang nach ihm gelebt haben, ihm nicht einstimmig den Geist der Wahrheit zugestehen:

so

so erfordert die gesunde Vernunft, alle in Erfüllung gebrachte Weissagungen, die in seinen Schriften enthalten sind, theils für untergeschoben, theils für vorhergesehene Folgen natürlicher Ursachen zu halten.

Daß er zu seiner Zeit vom grösten Haufen der Menschen als ein Prophet angesehen wurde, dient zu keinem öffentlichen Beweise; sonst würde auch unser Jahrhundert Wahrsager und Wahrsagerinnen aufweisen können. Darf man aber daher folgern, daß er ein Betrüger war? Viele thun es; sie haben aber keinen hinreichenden Grund dazu. Höchstens war er ein frommer Schwärmer. Wer weiß aber nicht, daß zwischen Schwärmerey und Betrug ein großer Unterschied sey?

Zehnter Brief.

Vom gegenwärtigen und ältern Zustande des Vesuvs.

Ich will Ihnen werthester Freund, für dießmal einen kurzen Auszug aus den Beobachtungen, und historischen Nachrichten von dem Vesuv, die der berühmte Herr Doktor Domenico Bartoloni, Lehrer der Naturkunde auf der Universität zu Siena, den Akten der dasigen Physio-kritischen Akademie einverleibt hat, mittheilen. Die Urschrift ist in italienischer Sprache, und sehr weitläuftig. Aus dieser Ursach, und weil das gesagte grose Werk in Teutschland sehr selten seyn muß, hoffe ich Ihnen damit einen Dienst zu erweisen.

Von Neapel bis an den Fuß des Vesuvs ist eine Ebene von acht italienischen Meilen. Er liegt der Stadt gegen Osten, wo er sich in der Gestalt eines abgekürzten Kegels, dessen Abschnitt nicht vollkommen Horizontal ist, zeiget. Die oberste Fläche enthält im Umkreis, wo man meistens ganz gemächlich gehen kann,

ungefehr 5623 Fuß. Dieser Umkreis bildet gleichsam den Rand eines Beckens, welches sich Ungefehr 140 Fuß mit ungleichen Vertiefungen hinabsenkt, und zugänglich ist. An den Wänden des gesunkenen Grundes zeigen sich die abgebrochenen Schichten des Bergs, und beweisen, daß er seinen Ursprung nicht, wie einige dafür halten, einem ungefähren durch unterirrdisches Feuer bewirkten Auswurf verschiedener Materien zu verdanken habe, sondern so wie alle andere Berge entstanden sey.

Im Grunde des Beckens, welcher bey jeder Entzündung sowohl seiner Gestalt nach, als in Ansehung der herausgeworfenen Materien, die theils versengt, theils natürliche Steine sind, einiger Veränderung unterworfen ist, öfnet sich der fürchterliche Schlund des immerbrennenden Abgrundes.

Von der kegelförmigen Gestalt dieses Berges thun weder Strabo, noch Vitruvius, noch andere, die vor der ersten uns bekannten Entzündung des Jahrs Christi 79. davon geschrieben haben, einige Meldung. Vielleicht hat die in folgenden Zeiten herabgeflossene Lava die

Hölen

Hölen und Vertiefungen an den Seiten des Berges nach und nach angefüllt, und die Figur eines Kegels gebildelt. Vielleicht hatte er damals schon diese Figur, und die Schriftsteller achteten es nicht der Mühe werth, Erwähnung davon zu thun.

Der westliche Theil des Vesuvs, der gegen den Neapolitanischen Meerbusen gerichtet ist, reichet mit seinem Fuß eigentlich bis ans Meer. Von hier aus gegen Mittag und Osten, ist der Fuß des Berges von jenem anderer zween Berge, Somma und Ottajano genannt, abgesondert, mit welchem er jedoch gegen Norden vereinbart ist. Auf dieser Seite erheben sich diese drey Berge auf einem gemeinen Grunde bis zu einer gewissen Höhe, wo sie sich in zween Theile trennen, deren einer den Vesuv, der andere aber die zween gesagten Berge bildet. Auch fängt die kegelförmige Gestalt des Vesuvs von der nördlichen Seite bey dieser Trennung an.

Daselbst erheben sich auch die zween andern Berge mit senkrechten Felsen, welche von Norden gegen Osten, in der Gestalt eines halben Monds den Vesuv umgeben, und

zwi-

zwischen ihm und ihnen ein krummes Thal bilden, dessen Länge ungefehr drittehalb Italienische Meilen, und dessen Breite durchaus 2220 Schuhe beträgt. Was seine Höhe und seinen Umfang betrift, so beläuft sich jene von der Oberfläche des Meers an gerechnet, auf 1677 Fuß, dieser aber, in so weit er die zween andere Berge mit einschließt, auf 24 Italienische Meilen. Rechnet man aber seine Höhe und seinen Umfang von dem Grunde an, wo sich die zween Berge Somma und Ottajano von ihm trennen, so beträgt jene nicht mehr als 797, dieser aber 37089 Fuß oder $6\frac{1}{2}$ Meilen.

Vor dem Jahre 79 nach Christi Geburt war er nach dem Gemählde, welches Virgil und andere alte Schriftsteller von ihm entworfen, ein sehr angenehmer und fruchtbarer Berg. Aber im gesagten Jahre, da er so viel wir wissen, zum erstenmal entbrannte, nahm er eine unfruchtbare und traurige Gestalt an.

Der Auswurf beweiset, daß er mit brennbaren Materien, als da sind Schwefel, Bergharz, und allen Arten von Oel, angefüllt ist. Wenn diese in eine Gährung gerathen und

den

den höchsten Grad der Wärme erreichen, so entzünden sie sich, und erregen Erdbeben, wenn sie von allen Seiten her mit überwiegender Gewalt eingeschlossen sind, oder brechen aus, wo sie geringern Widerstand finden; daher läßt sichs allgemein erklären, warum ganze Jahrhunderte verflossen sind, ohne daß eine Entzündung erfolgt sey; warum er oft wiederum viele Jahre nach einander gebrannt habe, und warum er zu unsern Zeiten mehr oder weniger unaufhörlich brenne.

Daher verstehet man auch, warum vor der ersten Entzündung, besonders zu des Seneka Zeiten, die Gegend des Vesuvs, und ganz Campanien so vielen Erderschütterungen, welche die Stadt Pompeji zu Grund richteten, ausgesezt waren, und warum das Erdbeben in dieser Gegend noch immer ein Vorbote einer großen Entzündung ist.

Die größten Entzündungen fangen mit einem dicken und schwarzen Rauch an, der aus den obersten Oefnungen des Berges, in Gestalt einer ungeheuer großen Säule, die von ältern und neuern mit dem Stamme einer Fichte verglichen wird, mit großer Gewalt emporsteigt, und wenn die austreibende

Kraft ihre Wirksamkeit verlohren hat, sich nach und nach in dem benachbarten Luftkreis ausbreitet. Die entwickelten Theile wälzen sich alsdenn mit einer solchen Symmetrie von ihrem Stamme ab, daß sie den Zweigen und Aesten einer Fichte gleichen. Endlich entfernen sie sich nach verschiedenen Gegenden, und bilden ihrer Schwere gemäß höhere und niedere Wolken, die einem weitschichtigen Gebirge gleich sehen, und den Sonnenstrahlen den Durchschein verhindern. Daher wird der helle Mittag oft in eine düstere Nacht verwandelt.

Dieß Gewölke von Rauch ist nicht nur deswegen so dicht und schwarz, weil es voll Oel-Theilchen ist, die das Licht verschlingen, und von Natur aus mehr an einander halten; sondern auch wegen der Menge unverdauter und durch das Feuer noch nicht aufgelöseter Materien, die es mit sich führt. Denn da die unbeschreibliche Gewalt des Feuers die ungeheuere Masse von Materien durchbricht, reißt es wie ein brausender Strom sehr viele Theile mit sich fort, die durch dasselbe noch nicht geläutert sind. Je nach dem aber das Feuer in die innersten Theile der Materie dringt,

und alles entweder in Flammen verwandelt, oder läutert oder aufzehrt: so wird der aufsteigende Rauch leichter, und durchsichtiger, und die Entzündung nimmt zu.

Heut zu Tage geschieht es aber selten, daß der Rauch so dicht und schwarz ist. Er führt gemeiniglich wie eine helle Wolke aus der Oefnung, und breitet sich sogleich über derselben aus, obgleich die Entzündung des Berges manchmal sehr stark ist. Dieses rührt ohne Zweifel daher, weil der Sitz des Feuers im Berge nun so tief und so räumlich ist, daß der ausgetriebene Strom von Rauch bey der Oefnung seine meiste Kraft schon verlohren hat, und die entzündeten Materien in der längern Durchfahrt durch die inwendigen Flammen geläutert werden. Eben diese Tiefe ist Ursach, warum heutiges Tages selten sichtbare Flammen aus dem Schlunde hervorschlagen, und meistens alsdenn, wenn im obern Theil des Berges eine besondere Entzündung geschicht.

Im Fall aber, daß in einer großen Entzündung der pechschwarze Rauch gesagtermassen einen Fichtenbaum bildet, so ereignet sich

daben eine ganz besondere Erscheinung. Es fahren alsdenn Blitzstrahlen am Stamm hinauf, und verschwinden nicht eher, bis sie aus den Rauchwolken in die freye Luft fahren. Dieses gleicht um so viel mehr einem Ungewitter, weil man wirklich nach den Blitzstrahlen ein Geraßel in den Wolken von Rauch höret, welches etwas schwächer ist als das natürliche Donnern. Weil diese Erscheinung sich sehr oft in dem sehr alten Aetna ereignet, so kann sie den Griechen Gelegenheit gegeben haben zu dichten, Vulkan schmiede dort die Donnerkeile.

Diese Blitzstrahlen, welche ihren Ursprung aus den aufgelöseten Materien im Berge haben, beweisen, daß der Blitz auch aus der Erde entstehen könne. Daher kann man auch erklären, warum es auch ausser der warmen Jahrszeit in der Gegend von Neapel und in Sicilien so oft donnert und blitzt. Die Menge von Mineralien, besonders Schwefel, die daselbst in den feuerspeyenden Bergen und unter der Erde verborgen sind, kann auch mitten im Winter in eine Gährung gerathen, und die Luft mit elektrischen Dämpfen schwängern.

Mit dem dicken Rauch vermischt sich jederzeit eine Menge Asche, die oft so häufig ist, daß sie die nächsten Gegenden des Berges bedecket, die Bäume versenget, und dem Felde großen Schaden zufügt. Es erheben sich sogar außer dem Rauch ganze Wolken von Aschen, und bleiben in der Luft, bis sie, durch ihre eigene Schwere hinabgedruckt, einen Aschenregen bilden. Von einer solchen Aschenwolke, die bey der ersten uns bekannten Entzündung des Vesuvs auf die Insel Kapri, welche 30 italienische Meilen von Neapel entfernt ist, herabfiel, meldet Plinius der jüngere. Und bey der großen Entzündung des Jahrs 1631. waren alle Straßen der Stadt Neapel damit bedeckt. Im Jahr 1766. war diese Asche ganz schwarz.

Weil diese Asche oder dieser Staub sehr fein und leicht ist, so erhält er sich lang in der Luft, und verursacht oft eine Art von Finsterniß mit verschiedenen Erscheinungen, die den gemeinen Mann in Erstaunung setzen. Der Himmel wird alsdenn mit einem rothen Schleyer bedeckt. Die Luft, alle Körper, und die Sonne selbst sind dunkelroth gefärbt.

Durch die Refraktion der Sonnenstrahlen wird die Hitze unerträglich.

Einige Schriftsteller erzählen, daß diese Wolken von Asche einigemal bis nach Constantinopel und Aegypten getrieben worden sind. Es giebt auch Menschen, die es glauben. Allein die Erzählung selbst ist nicht hinreichend bestätigt, und die Erfahrung, daß die Winde in Italien nicht weit unverändert fortgehen, macht die Sache ganz unwahrscheinlich.

Es ist auch geschehen, daß solche Asche mit Sand vermischt aus dem Schlunde des Berges, wie ein reißender Strom hervorgequollen ist. In der vierten Entzündung, die im Jahr 512. geschah, und von Cassiodorus beschrieben wird, strömte so viel Asche aus dem Vesuv, daß die Spitzen der Bäume in der umliegenden Ebene davon bedeckt wurden. Dieß ist aber nach dem gemeldten Jahre nicht mehr geschehen. Weil der Sitz des Feuers immer tiefer geworden ist, so ist es sehr schwer, daß die kleinen Aschentheilchen so vereinbart herausgetrieben werden. Sie vermischen sich mit der Lava. Einige wollen in den ersten Entzün=

zündungen sey keine Lava, sondern nur Asche aus dem Berge hervorgeströmt, und beweisen es damit, daß bey der ersten Entzündung die Stadt Herkulaneum, die so nahe am Berge lag, nur mit Asche bedeckt worden ist.

Der Vesuv wirft bey einer jeden Entzündung so viel Sand aus, daß der obere Theil desselben ganz damit bedeckt wird. Der Sand wird aber wegen seiner Schwere nicht so weit als die Asche in der Luft fortgetrieben. Er ist oft so weiß, daß man glauben sollte, der Berg sey mit Schnee bedeckt.

Je mehr das innere Feuer an Stärke und Wirksamkeit zunimmt, desto schwerer sind die Körper, die der Vesuv auswirft. Sie erscheinen aber immer schwärzer, je gröser sie sind, weil sie länger vom Feuer gebrannt worden sind. Unter den vielen Arten von herausgeworfenen Steinen sind die Bimssteine die häufigsten. Sie sind natürliche Steine des Berges, worin das Feuer die brennbare Theilchen verzehret hat. Darum sind sie leicht, gebrechlich, und löcherricht; wenn sie kalciniert werden, so thun sie die Dienste des Kalchs.

Die herausgeworfene Steine fliegen weiter als die Asche und der Sand, weil sie der austreibenden Kraft mehr widerstehen. Sie sind oft unglaublich groß. Paragallo erzählt in seiner Geschichte des Vesuvs, er habe ein weit herausgeschleudertes Felsenstück gewogen, und damit er dieß thun könnte, es in kleinere Stücke schlagen lassen, und gefunden, daß es 5000 Pfund schwer war. Dergleichen Steine findet man in verschiedener Entfernung vom Vesuv, und man kan nicht zweifeln, daß sie aus demselben dahin geworfen worden sind, weil sie mit Schwefel und versengten Erdharze bekleidet sind.

Bey der Entzündung des Vesuvs hört man in dem Eingeweide desselben ein Gebrause und Geprassel der Körper, die vom Feuer angegriffen werden. Diese Wirkung ist allen feuerspeyenden Bergen gemein. In Island glaubt der gemeine Mann, das Brausen des Bergs Hekla sey das Geheule der zur Hölle verdammten Seelen. Dabey hört man auch oft ein dumpfes Krachen, welches ohne Zweifel von den niederfallenden großen Felsenstücken in den brennenden Abgrund herrührt.

Wenn

Wenn die ungeheuere Masse zerschmolzener Materien ins Kochen und Sieden geräth, so ist es kein Wunder, daß daraus ein schreckliches Brausen entstehet. In der Entzündung des Jahrs 1766. dauerte das innere Brausen des Berges viele Stunden, und glich bald dem Geprassel eines Ungewitters, bald den Getobe des Meers in einem wüthenden Sturm. Es war einigemal so gewaltig, daß es sehr merkliche Erderschütterungen verursachte.

Hr. von Buffon hat recht, wenn er die feuerspeyenden Berge, die Kanonen der Natur nennt. Denn sobald brennbare Masse sich entzündet, so fährt aus ihren Oefnungen ein gewaltiger dicker Rauch mit dem sich oft die Flamme vermischt, und man hört einen schrecklichen Knall. Darauf folget der Auswurf der Materien, nicht anders als aus einem metallenen Geschütze. Wenn dieses des Nachts geschiehet, so siehet man die entzündeten Körper sich durch die Luft welzen. Diese sind aber bey Tage wegen des Rauchs, der den Gipfel des Bergs bedeckt, nicht sichtbar; woher es oft geschiehet, daß diejenigen, welche sich gar zu dreist hinzunahen, sich in grosse Gefahr

setzen, beschädigt zu werden. Bey der Entzündung des Jahrs 1766. fand der Herr Prof. Bartoloni nicht weit von dem Gipfel des Berges zween Reisende, die Willens waren, sich dem Schlunde zu nahen. Er hielt es für seine Pflicht, sie davor zu warnen. Nichts destoweniger verleitete sie ihre Dreistigkeit, seine Warnung als eine Würkung der Furcht anzusehen, und sie giengen der Gefahr entgegen. Sie hatten aber bald Ursach, ihre Tollkühnheit zu bereuen; denn dem einen wurde von einem herabgefallenen Steine der Arm zerquetscht.

Nach dem Knall, der die herausgeworfenen Körper begleitet, hört man oft ein dumpfes Krachen im Berge, welches durch den Zurückfall groser Felsenstücke, die bis an die Mündung hinauf geschleudert worden sind, und wegen ihrer Schwere nicht höher steigen können, verursacht wird. Der Knall ist oft so stark, daß die Gebäude in der Nachbarschaft dadurch erschüttert werden. Dieses haben viele Schriftsteller für ein Erdbeben angesehen, ob gleich solches aus ganz verschiedenen Ursachen entstehet.

Es hat sich auch ereignet, daß gewaltige Ströme siedenden Wassers aus der Mündung des Vesuvs hervorgedrungen sind. In der Entzündung des Jahrs 1631, welche eine der schrecklichsten war, verursachte das herausgetriebene Wasser, welches brennende Asche mit sich führte, eine weit ausgebreitete sehr verderbliche Fluth. Diese Erscheinung beobachtet man aber mehr im Berg Aetna und den amerikanischen Vulkanen, als im Vesuv. Denn außer der Entzündung des gemeldten Jahrs hat sie sich weder vorher noch hernach ereignet.

Nollet und andere sind der Meinung, solches Wasser dringe aus dem von der äusseren Luft gedruckten Meer durch unterirdische Kanäle in dem Vesuv, wo die eingeschlossene Luft äusserst dünn und leicht sey. Aber wenn dieses wahr wäre, so würde schwer zu begreifen seyn, warum vor dem gesagten Jahre 1631, durch einen Zeitraum von 1500 Jahren, und nach dieser Zeit eine solche Erscheinung nicht mehr geschehen ist. So kann auch bewiesen werden, daß zu der Zeit, da die gesagte Entzündung geschah, der Berg aus ganz andern Ursachen mit Wasser angefüllt war.

Es war schon ein Jahrhundert verflossen, daß der Vesuv nicht in Brand gerathen war. Man glaubte auch, dieß würde nie mehr geschehn. Also konnte sich viel Regenwasser durch die obersten Oefnungen hineingezogen haben. Daß es wirklich so war, beweiset das Zeugniß des Zeitgenossen Braccini, welcher in seiner Geschichte dieser Entzündung erzählt, er habe einige Jahr vor der Entzündung drey ungeheuer große Höhlen im Berge mit Wasser angefüllt gesehen, welches in einer salzicht und kalt, in der andern siedend, und in der dritten laulicht gewesen. Dazu kommt noch, daß es im gesagten Jahre, und währender Entzündung sehr viel regnete, so daß die benachbarten Gegenden durch häufige Ueberschwemmungen sehr beschädiget worden. Das Wasser drang hervor nach einem erschrecklichen Erdbeben, wodurch die inneren Materien in eine gewaltige Bewegung geriethen. Alle Wasserquellen rings um den Berg versiegten. Umstände, welche sehr deutlich beweisen, daß dieses Wasser schon vor der Entzündung im Berg enthalten war.

Wenn entweder die Entzündung in den obern Theilen des Berges geschiehet, oder

wenn die brennbaren Körper so beschaffen sind, daß sie sich ohne vielen Widerstand durch das Feuer auflösen lassen, so entstehet kein Erdbeben. Sonst aber ist das Erdbeben der Vorbote einer Entzündung. Es wird aber immer gelinder, je mehr der Berg durch den Auswurf der entzündeten Körper Luft kriegt.

Man schreibt und erzählt, das Meer habe sich bey großen Entzündungen vom Ufer zurückgezogen, und die daselbst befindlichen Fische und Schiffe im Trocknen gelassen. Dieß kan nur in so fern wahr seyn, als der entzündete Berg durch seine gewaltigen Erschütterungen dem nahen Meer eine abweichende Bewegung mittheilt, welche zwar die Schiffe mit sich fortreissen, aber nicht im Trockenen lassen kann, weil von den Seiten her neues Wasser in die Stelle des abgewichenen treten muß. Ohne Zweifel haben die Schiffer, die mit ihren Fahrzeugen zurück getrieben worden sind, sich eingebildet, das ganze Meer thürme sich hinter ihnen auf, und folge ihnen nach. Diejenigen, welche vorgeben, durch das Erdbeben, welches die großen Entzündungen begleitet, könne es sich ereignen, daß entweder

das

das Eingeweide des Berges zerrissen, oder ein Abgrund am Ufer des Meers eröfnet werde, und im ersten Fall das Wasser des Meers in den Berg, im zweiten aber unter die Erde dringe, wodurch das Meerufer trocken werde, überlegen nicht recht was sie sagen: denn in jedem Falle würde sich nach den Regeln der Hydrostatik das Wasser am Ufer vermehren, nicht vermindern.

Die letzte und vornehmste Erscheinung des brennenden Vesuvs ist der feurige Strom zerschmolzener Materien, den man Lava nennt. Seit der Entzündung des Jahrs 1631. ist der Berg zu einer unerschöpflichen Quelle solcher Feuerströme geworden. Denn es vergehet fast kein Jahr, daß sich diese fürchterliche Erscheinung nicht mehr oder weniger erneuere. Die Lava floß im gesagten Jahre in sieben Strömen aus der Mündung, überschwemmte die schönsten Felder rings um den Berg, verwüstete Landhäuser, Palläste, und ganze Dörfer, und brachte gegen 10000 Menschen ums Leben. Es ist nicht möglich, das fürchterliche Ansehen der herabströmenden Lava mit Worten zu beschreiben.

Wenn

Wenn die durchs Feuer aufgelöseten und zerschmolzenen Körper den höchsten Grad der Ausdehnung erreicht haben, so brechen sie entweder auf der Seite des Berges durch, oder wenn sie daselbst zu viel Widerstand finden, schwellen sie endlich so sehr auf, daß sie aus der obersten Mündung des Berges hervordringen. Dieses geschah bey den Entzündungen älterer Zeiten, und geschiehet jezt selten. Denn weil der Inhalt der Materien geringer, folglich der Bauch des Berges geräumiger geworden, so kann die Lava schwerlich zum Schlund hinausbrausen. Anderseits sind aber die Wände des Berges durch die vielen Erschütterungen und Stöße endlich so geschwächt worden, daß die Lava sie leichter durchdringen kann.

Wann die ungeheuere Masse, die unter der Erde kochte und sprudelte, an die freye Luft kömmt, so welzt sie sich langsam fort, nicht wie ein voller und ebener Wasserstrom, wie die meisten Menschen sich einbilden, sondern wie Wellen des Meeres, mit schwarzbraunen Steinen auf der Oberfläche gleichsam besäet. Man kann sich die äußere Gestalt dieses Feuerstroms

bey

bey Tage nicht deutlicher als in dem Bilde eines kaum geackerten Feldes, worauf die dunkelbraunen Erdschollen ohne Regel und Ordnung herum liegen, vorstellen. Des Nachts aber glaubt man, eine feurige See oder ein glüendes Feld zu sehen, welches einen dem Nordlicht ähnlichen Schein in den Luftkreis zurückwirft. wenn es von beträchtlicher Breite ist.

Es ist merkwürdig, daß die geschmolzene Materie nicht eher, als bey freyer Luft sich zum Theil in schwimmende Steine verwandelt, und daß diese Steine, wenn sie einander berühren, nicht anders als wider einander gestossene Glasstücke erthönen.

In unsern Tagen raucht der Vesuv ohne Unterlaß, und entzündet sich viel öfter als in vergangenen Zeiten. Weil aber kein Rauch ohne Feuer seyn kann, so muß ein beständiges Feuer darin verborgen seyn, und zwar seit der großen Entzündungen des Jahrs 1631. Damals und in andern darauf erfolgten Entzündungen muß eine Menge brennender Lava zurückgeblieben seyn, die wegen des erweiterten inwendigen Umfangs und der grössern

Vertiefung nicht hat ausgeworfen werden können. Diese ist nicht nur die Quelle des fortdauernden Rauches, sondern auch der Zunder der öftern Gährungen und Entzündungen. Viele geben so gar vor, brennende Lava im Berge zur Zeit, da er nicht entzündet war, gesehen zu haben. Diese brennend zu erhalten, braucht es keiner neuen Entzündung; denn es ist bekannt, und der hier und da aufstehende Rauch beweiset es, daß die Lava auch in freyer Luft einige Jahre hindurch glühen kann. Wie viel länger wird dieses nicht im Berge selbst geschehn?

Aus dieser beständigen Ausdämpfung des Vesuvs, und aus seinen öftern Auswürfen, soll, nach der Aussage der ältesten Menschen zu Neapel, seit einem Jahrhundert, eine Veränderung des Neapolitanischen Klima entstanden seyn. Diesen Beobachtungen gemeiner Leute ist zwar nicht viel zu trauen; jedoch ist nicht zu zweifeln, daß die gesagten Ursachen entweder in neuern Zeiten, oder seitdem der Berg Feuer zu speyen angefangen hat, eine wesentliche Veränderung im Neapolitanischen Luftkreis verursacht haben. Beyspiele von Län-

dern, wo durch Erdbeben, Ueberschwemmungen, neuentstandene Moräste, und andere dergleichen Ursachen die Natur des Klima verändert worden ist, sind nicht selten.

Die Lage der Stadt Neapel kann hierzu viel beygetragen haben. Sie liegt fast im Mittelpunkt des Meerbusens, der den Namen von ihr trägt, ganz den südlichen Sonnenstrahlen und Winden entgegen gesetzt. Gegen Norden umringen sie, in Gestalt eines halben Cirkels, sehr angenehme Berge und Hügel, die sich auf ihren beyden Seiten so um das Ufer des Meerbusens nach Osten und Westen krümmen, daß die Neapolitaner an dem östlichen Bogen die Sonne aufgehen, und am Westlichen untergehen sehen. Durch diese Lage wird den Nordwinden der Zugang, und den Südwinden die Macht benommen, den Luftkreis von den mineralischen Ausdünstungen zu reinigen.

Daher kommt die große Unbeständigkeit der Witterung. Der Herr Prof. Bartoloni hat oft 9 mal in einem Tage den Barometer und Thermometer und eben so vielmal den Wind verändert gesehen. Nichts zeigt eine

jede

jede Veränderung des Windes so genau an, als der aufsteigende Rauch des Vesuvs. Mit allem dem beweiset jedoch die gesunde und starke Leibesbeschaffenheit der Einwohner, daß das Neapolitanische Klima gesund sey. Vielleicht wird die Schnellkraft der Luft, welche durch die Ausdünstungen und das Athmen der ungeheuer großen Menge Volks zu Neapel vermindert wird, durch die mineralischen Ausflüsse des Vesuvs wieder hergestellt, und vermehrt. Vielleicht ist auch die Wirksamkeit der mineralischen Theilchen, die daselbst mit der Luft vereinbart sind, die einzige oder die vornehmste Ursache der Lebhaftigkeit und des Wankelmuths, wodurch die Neapolitaner sich vor allen andern Nationen unterscheiden.

Die erstaunliche Menge der Materien, die seit dem Jahr Christi 79 der Vesuv ausgeworfen hat, führt viele auf den Gedanken, es sey nicht möglich, daß der Berg selbst einen so unerschöpflichen Stof zu Auswürfen hergebe; es müssen daher Feuerströme unter der Erde verborgen seyn, die ihm und allen übrigen Vulkanen immer neue Materien zuführen. Gassendi beschreibt so gar den Weg des Feuer-

stroms, der den Vesuv ernährt. Seiner Meinung gemäß fließt er vom Vesuv unter dem Meer nach Sicilien, und nach dem er daselbst dem Berge Aetna gezinset hat, richtet er seinen Weg nach Syrien, ins glückliche Arabien, und nach Aethiopien, wo er den berühmten Vulkan Semus entzündet. Solche Feuerströme sollen von einem Vulkan zum andern die ganze Erdkugel durchwühlen. Einbildungen, die mehr einem Dichter, als Naturforscher gleich sehen. Denn neben dem, daß keine einzelne Erfahrung angeführt werden kann, wodurch dergleichen Feuerströme bewiesen werden, so widerspricht solches auch den Gesetzen der Mechanik, nach welchen so gewaltige Ströme, die aus den höchsten Bergen brennbare Materien auswerfen, vielmehr in den tiefsten Thälern, wo sie weniger Widerstand finden, ihren Ausbruch haben müßten. Gassendi, und die ihm blindlings glauben, gründen sich auf den falschen Wahn, mit dem Vesuv entzünden sich allemal der Aetna in Sicilien, und der Semus in Aethiopien; folglich müsse ein unterirdischer Zusammenhang dieser Berge seyn. Aber der berühmte Borelli, welcher mit großer Genauig-

seit die Entzündungen des Vesuvs und des Aetna mit einander verglichen hat, der Herr Baldassarri und andere haben gefunden, daß die Entzündungen der gesagten Berge nie zu gleicher Zeit geschehen sind.

Andere meynen, das Meer führe dem Vesuv und andern Vulkanen den reichen Vorrath brennbarer Materien zu, und haben noch vielweniger Grund hierzu, als jene, die unterirdische Feuerströme zu Hülfe nehmen. Sie haben sich zu diesen absurden Einbildungen dadurch verleiten lassen, weil sie in dem Wahn standen, der Vesuv könne unmöglich so viel Materien in sich selbst enthalten, als zu so vielen schon geschehen und noch immer sich ereignenden Auswürfen erforderlich ist. Es läßt sich aber beweisen, daß der innere Vorrath von Mineralien hinreichend sey, nicht nur den vergangenen, sondern auch zukünftigen Entzündungen viele tausend Jahre hindurch Nahrung zu geben.

Man stelle sich den Berg als eine Walze vor, deren oberster Umkreis 5624, und derselben Durchmesser 1789½ Pariser Fuß hat: so beträgt die Grundfläche 1516037 Quadrat-

Schuhe. Weil dieser Cylinder von der obersten Fläche 683. Fuß hoch ist; so beträgt der ganze Inhalt derselben 1718453271 Kubik-Schuh.

Es kommen aber alle Geschichtschreiber darin überein, daß sich der Vesuv bey einer jeden großen Entzündung an seiner Spitze merklich vermindert habe. Der P. Della Torre folgert aus den ältern Beschreibungen des Bergs, er müsse einem Kegel gleich gesehen haben, dessen nun verzehrte Spitze 209669750 Kubik-Schuh ausmachte. Setzt man diesen Abschnitt zu dem gegenwärtigen Inhalt: so kommen 1928123021 Kubik-Schuh heraus.

Um nun auszurechnen, wie viel von seinem natürlichen Inhalt der Vesuv seit seiner ersten Entzündung ausgeworfen habe: so lege man den Inhalt der Lava, welche in dem schrecklichen Brande des Jahrs 1737. herausgestossen, und von dem Herrn Serrao genau gemessen worden ist, zum Grunde. Er betrug 31965816I Kubik-Schuh. Da man aber mit dem P. Della Torre ganz sicher annehmen kann, daß die Lava durch das Feuer fünfmal mehr ausgedehnt sey, als die zer-

schmolzenen Körper in ihrem natürlichen Zustand waren: so ist der wahre Inhalt der damals ausgeworfenen Lava nur der fünfte Theil der oben gesagten Summe, das ist 63931632 Kubik-Schuh. Nimmt man nun weiter an, daß in den 26 großen Entzündungen, die sich seit dem Jahre 79 ereignet haben, eine eben so große Menge Lava hervorgedrungen ist: so beläuft sich der ganze Inhalt der bisher ausgeworfenen Körper auf 1662222432 Kubik-Schuhe. Ziehet man diese Summe von 1928123021 als dem oben gesagten Inhalt des ganzen Cylinders ab, so bleibt noch ein Vorrath von 265900589 Kubik-Schuh übrig. Also war nicht nur wirklich so viele Materie im Berge enthalten, als zu den geschehenen Auswürfen hinreichend ist, sondern es bleibt auch noch zu vier andern großen Entzündungen hinreichender Stof übrig, mit dem Ueberschuß von 10124061 Kubik-Schuhen.

Wenn man nun annimmt, daß der Vesuv hinführo sich so betragen werde, wie er seit seiner ersten Entzündung gethan hat: so läßt sich folgendermaßen schliessen. Sechs und zwanzig Entzündungen sind in einem

Zeitraum von 1687 Jahren erfolgt; folglich werden die vier übrigen einen Zeitraum von 259 Jahren einnehmen, das ist, so viele Jahre werden noch vergehen, ehe der ganze Cylinder aufgezehrt seyn wird.

Der Einwurf, den man hier machen kann, daß die ausgeworfene Asche, Steine, und was durch den Rauch und durch die Ausdünstungen dem Berg entgangen ist, nicht in die Rechnung gekommen sind, ist von keiner Wichtigkeit. Denn alles dieses macht bey einer jeden Entzündung nicht den millionsten Theil der Lava aus, welche sich oft mehr als eine italienische Meile in der Länge und Breite, und auf mehrere Ellen in der Dicke erstreckt. So hat auch die Rechnung solche Vortheile, die den vorgeworfenen Mangel überflüßig ersetzen, Es ist darin das Regenwasser, welches den enthaltenen Materien keinen geringen Zuwachs bringt, nicht in Erwegung gekommen. Die Lava ist nur fünfmal leichter, als die natürlichen Körper, angegeben worden, da sie wenigstens zehnmal leichter ist. So sind auch unter den 26 Entzündungen kaum fünf, die jener des Jahrs 1737 gleichen.

chen. Auch hätte die Höhe des Cylinders bis auf die Ebene des Meers genommen werden können, wo sie 1677 Schuh beträgt; und ich sehe nichts absurdes in der Meinung derer, die den untersten Sitz des Feuers viele hundert Klafter tiefer, und so gar bis in den Mittelpunkt der Erde setzen.

Setzt man die unterste Grundfläche des Cylinders bis auf die Ebene des Meers, so beträgt desselben körperlicher Inhalt 4219394046 Kubik-Schuh. In dieser Summe ist der Inhalt der Lava des Jahrs 1737 fünf- und sechzigmal begriffen. Folglich enthielt der Berg nicht nur Stof genug für die vergangenen 26 Entzündungen, sondern ist auch noch mit einem Vorrath für andere 43 Entzündungen versehen, welche dem gewöhnlichen Betragen des Bergs gemäß, der in 1687. Jahren 26 großen Entzündungen unterworfen gewesen ist, eine Zeit von 2790 Jahren erfordern.

Wollte man endlich den Vesuv als einen Kegel betrachten, und gar den ganzen Umkreis desselben, welcher den Bergen Ottaiano und Somma gemein ist, und 24 Italienische Meilen beträgt, oder nur seinen Um-

fang von $6\frac{1}{2}$ Meilen, wo er sich von den gedachten Bergen scheidet, zum Grund der Rechnung legen: so würde für seinen wahren Inhalt eine so erstaunliche Summe herauskommen, daß der Theil, welcher seit 1696. herausgeworfen worden ist, mit dem Ueberrest des Berges verglichen, für nicht geachtet werden kann.

Hieraus läßt sichs begreifen, wie es möglich sey, daß die Sonne in einer Kugel bestehe, die ringsum mit unendlich vielen brennenden Vulkanen versehen ist. Die großen Flecken, welche von Zeit zu Zeit ihr Angesicht beschleyern, können finstere Wolken von Rauch seyn, die aus den Vulkanen aufsteigen, und alle die Veränderungen denen der Vesuv und andere Vulkanen unterworfen sind, können der feuerspeyenden Sonne gemein seyn. Daher wird folgen, daß wenn das Feuer darin so überhand nimmt, daß ihr Innerstes ganz zerschmolzen ist, ihre Flecken aufhören werden. Wenn sie zu diesem Grad der Hitze gelanget ist, so muß sie nach und nach erkalten, und endlich ihr Licht verlieren. Aber diese Zeit der Finsterniß ist noch unendlich

weit

weit entfernt. Unsere Erde, die Millionmal kleiner ist als die Sonne, würde dennoch 5000 Jahr brauchen, um gänzlich zu erkalten, wofern sie einmal durchaus glühete. Nun denke man sich die unendliche Reihe von Jahrtausenden, die zur gänzlichen Erkaltung und Verfinsterung der Sonne erfordert werden, da sie noch nicht so ganz durchaus glühet, daß sie keine finstere Wolken von Rauch und Ausdünstungen mehr auswirft.

****

Eilfter Brief.

Ueber den Ursprung der Hetrusker und ihrer Sprache.

Ich war erst willens Ihnen W. F. nur von dem Ursprung der Italienischen Sprache meine Gedanken zu eröfnen; weil ich aber finde, daß diese, wegen in der darin vorkommenden Widerlegung einiger Gelehrten, welche die Italienische Sprache so alt als die Lateinische machen wollen, dasjenige voraus setzen, was ich von dem Ursprung und der Sprache der Hetrusker, oder der ältern Einwohner Italiens behaupten zu können glaube;

so will ich Ihnen erst hiervon eine Abhandlung voraus schicken.

Ob gleich die Hetrurier eine der berühmtesten Nationen der Welt gewesen sind, so ist doch ihr Andenken fast gänzlich vom Erdboden verschwunden. Was die Griechen und Römer von derselben Abkunft und blühenden Zeiten schriftlich hinterlassen haben, bestehet entweder in allgemeinen Ueberlieferungen, oder in besondern sich widersprechenden Nachrichten, die eben so wenig, als die übergebliebenen Aufschriften und Alterthümer, hinreichend sind, eine zusammenhangende Geschichte von ihnen zu entwerfen. Es kann seyn, daß die rohen Römer in ihren ersten Jahrhunderten sich wenig um der Hetrurier Schriften überhaupt bekümmert haben, und daß die Nachrichten, die sie etwa von derselben älterem Zustande besitzen konnten, bey der Verwüstung der Stadt Rom durch die Gallier im Rauch aufgegangen sind; *) so ist es doch ganz unwahrscheinlich, daß sie alle ältere historische Urkunden, die ihnen bey der Eroberung der hetrurischen Städte in die Hände fallen konnten,

*) Livius Lib. 6. c. 1.

zernichtet, oder gänzlich vernachläßiget haben. Denn ob sie gleich damals die Gelehrsamkeit überhaupt gering schätzten, und die meisten Werke derselben verwahrloseten, so sind sie doch von jeher darauf bedacht gewesen, öffentliche und Privaturkunden zu sammlen *). Sie konnten auch mit gutem Grund hoffen, durch die erbeuteten Nachrichten ihre verbrannten Archive großentheils wieder herzustellen.

Diese Nachläßigkeit kann man noch vielweniger bey der Eroberung Großgriechenlandes von ihnen vermuthen. Da sie diesen Theil Italiens ihrer Herrschaft unterwarfen, hatten sie schon vieles von ihrem rohen Wesen abgelegt, und es fanden sich schon viele unter ihnen, welche die Gelehrsamkeit und die Gelehrten ihres Schutzes würdigten, und den Werth historischer Urkunden, wenn welche vorhanden waren, zu schätzen wußten. Künste und Wissenschaften blüheten in diesem Lande seit mehrern Jahrhunderten, indeß daß sie durch der Römer Waffen aus dem mittlern Theile Italiens verdrängt wurden. Wenn sich in einem solchen Lande keine hetrus-

kischen

*) Liv. loc. cit.

kischen Urkunden von dem ältern Zustande dieser Nation fanden, so wird man sie anderwärts vergebens gesucht haben.

Gesetzt auch, die Römer haben, der Hetrusker Andenken zu vertilgen, derselben historische Denkmäler entweder aus dem Wege geräumet, oder gänzlich verwahrloset, so konnte es doch nicht leicht geschehen, daß die wißbegierigen Griechen, die längst vor der Eroberung Großgriechenlandes diesen alten Sitz der Gelehrsamkeit fleißig besuchten, und nicht ganz ohne Gewerbe mit den übrigen Völkerschaften Italiens waren, weder einige Kenntniß von denselben erlangt, noch einigen Gebrauch davon gemacht hätten, ehe sie in der Römer Hände fallen konnten.

Die allgemeine Begierde, Bibliotheken zu sammeln, welche seit des Sylla Zeiten die Römer begeisterte, würde gewißlich alle hetruskische Schriften von dem ältern Zustande dieser Nation aus den verborgensten Winkeln Italiens hervorgesucht haben, wofern dergleichen vorhanden gewesen wären; und wenn sie kein Römer benutzen wollte, so würden sie weder der fleißigen Nachforschung der zwey

Geschicht-

Geschichtschreiber Dionysius von Halikarnaß und Diodorus Sikulus entgangen, noch von ihnen unbenutzt geblieben seyn. Es läßt sich daher ganz sicher folgern, daß, so lange die Griechen und Römer auf historische Nachrichten ihre Aufmerksamkeit gerichtet haben, weder ganz zuverläßige Urkunden, noch eine zusammenhangende glaubwürdige Geschichte von dem Ursprunge und Wachsthume der Hetrusker vorhanden gewesen ist. Vielleicht waren auch die ältesten Aufschriften und Sprache Italiens den gelehrten Griechen und Römern eben so unlesbar und unverständlich, als sie uns sind.

Es sollen zwar zu des Varro Zeiten hetruskische Geschichtbücher, die im achten Jahrhundert dieser Nation geschrieben waren, noch vorhanden gewesen seyn, *) und der gelehrte Maffei **) meldet noch von einigen andern hetruskischen Geschichtschreibern; allein weder jene noch diese müssen etwas Zusammenhangendes, welches einige Achtung verdiente, enthalten haben. Denn was die ersten betrift, so

*) Censorinus de Die Nat. c. 5.

**) Observ. Letter. Tom. 4. p. 19.

so wimmelte Rom damals von solchen gelehrten Griechen und Römern, die dergleichen Schriften, wenn sie etwas wichtiges enthielten, benutzt haben würden, und was die übrigen Schriften angehet, von denen Maffei Meldung thut, so handelten dieselben nur von abergläubischen Gebräuchen der Hetrusker. Wir können daher den Verlust der hetruskischen Geschichte, die der Kaiser Klaudius in griechischer Sprache geschrieben haben soll,*) leicht verschmerzen. Denn wenn es den geübtesten Geschichtschreibern, Titus Livius, Dionysius von Halikarnaß, und Diodorus aus Sicilien, denen alle historische Quellen zu Rom offen standen, und den ältern griechischen Schriftstellern, an hinreichenden Nachrichten gefehlt hat, so weiß ich nicht, wie Klaudius eine zusammenhangende Geschichte habe zu Stande bringen können.

Weil es jedoch ganz unwahrscheinlich, und nie erhört worden ist, daß eine Nation, bey welcher Künste und Wissenschaften eine geraume Zeit geblühet haben, ohne einige zuverläßige Geschichte geblieben sey, so ist auch dieses

*) Sueton. in Claud. c. 42.

dieses von den Hetruskern gar nicht zu vermuthen. Ihre blühenden Zeiten müssen von dem gelehrten Alter der Griechen und Römer so weit entfernt seyn, daß alle ächte historische Schriften verlohren gegangen, und nichts als hier und da zerstreute dunkele und allgemeine Ueberlieferungen übergeblieben sind.

Wenn auch kein anderer Beweis als dieser, vom hohen Alterthum dieser Nation übrig wäre, so würden wir dennoch dadurch überzeugt werden, daß dieselbe unter die ältesten Bewohner Italiens gehöre. Aber um dieses hohe Alterthum einigermaßen zu bestimmen, will ich aus Titus Livius anführen, was dasselbe zu entwickeln behülflich seyn kann. „Vor der Römer Herrschaft sagt er, *) erstreckte sich die Macht der Tuscier zu Wasser und zu Lande sehr weit. Wie viel sie auf der obern und untern See, von welcher Italien gleich einer Insel umflossen wird, zu sagen gehabt, davon geben die Namen dieser Meere einen Beweis ab, indem die italienischen Völker das eine von dem allgemeinen

*) Lib. 5. c. 33.

„nen Namen des Volks das Tuscische, und „das andere von einem Tuscischen Pflanzvol„ke, Namens Adria, das Adriatische Meer „benannt haben. Die Griechen nennen diese „Meere das Tyrrhenische und Adriatische. „Bemeldtes Volk hatte den ganzen Strich „zwischen beyden Seen inne, und mit zwölf „Städten besetzt. Durch die Abschickung häu„figer Pflanzvölker, die der Anzahl nach den „Hauptstädten gleich waren, und welche sich an„fänglich dissеit des Apennins an der Küste „der untern See niedergelassen, nachmals aber „auch in gleicher Anzahl über dieses Gebirge „gegangen, setzten sie sich in den Besitz des „ganzen Landes jenseits des Po bis an die „Alpen, eine kleine Ecke an einem Meerbu„sen ausgenommen, den die Veneti bewohn„ten. Man darf auch nicht zweifeln, daß die „alpischen Völker, besonders die Rhätier, hie„von ihren Ursprung haben, die aber durch „die rauhen Oerter, die sie bewohnen, der„gestalt verwildert sind, daß sie weiter nichts „von ihrem Ursprunge beybehalten haben, als „die Aussprache, doch so, daß auch diese nicht „ganz unverfälscht geblieben ist.„ Weil die besten Schriftsteller der Griechen von den äl-

testen Zeiten *) mit dem Livius übereinstimmen, so kann man die ehemalige Herrschaft der Hetrusker über ganz Italien als eine uralte Ueberlieferung der Griechen und Römer ansehen, und für eine ausgemachte Sache halten.

Italien war schön zu Aeneas Zeiten in mehrere unabhängige Staaten getheilt, und die Herrschaft der Hetrusker wurde unter desselben Sohne Askanius innerhalb der Tyber eingeschränkt **). Dieses war auch schon längst vor dem trojanischen Kriege von der östlichen und südlichen Seite her durch die Pelasgier und Arkadier geschehen. Die letzte Ankunft dieser unter Evanders Anführung setzt Petavius ins sechzigste Jahr vor dem trojanischen Kriege ***), und fügt hinzu, die älteren Arka-

*) Sammlung von Erläuterungsschriften und Zusätzen zur allgemeinen Welthistorie ꝛc. dritter Theil — die Geschichte der Umbrier und Sabiner, nebst einer Nachricht von den übrigen ältesten Völkern in Italien p. 97.

**) Liv. Lib. 1. c. 3.

***) Petav. Ration. temp. part. 1. Lib. 1. pag. 54 Edit. Francofurti 1665.

kadier, welche Aborigener hießen, seyn längst vor den Pelasgiern nach Italien gekommen. Es läßt sich aber beweisen, daß die Pelasgier wenigstens hundert und sechzig Jahr vor der Verwüstung der Stadt Troja sich unter den Hetruskern niedergelassen. Dionysius von Halikarnaß sagt von ihnen, *) sie seyn zwey Menschenalter vor der Verheerung der Stadt Troja durch eine tödtliche Landplage fast ganz aufgerieben worden, nachdem sie viele Städte erobert, viele andere erbauet, und an Macht und Reichthum sehr zugenommen. Er konnte noch hinzusetzen, nachdem sie mit Hülfe der Aborigener die Sikuler aus dem festen Lande Italiens nach Sicilien vertrieben hatten. **) Damit aber alles dieses geschehen könnte, war wenigstens ein Zeitraum von hundert Jahren erforderlich. Folglich haben die Pelasgier wenigstens hundert und sechzig Jahr vor der Stadt Troja Untergange die Herrschaft der Hetrusker eingeschränkt. Weil aber, wie oben gesagt worden ist, der erste Uebergang der Arkadier längst vor den Pelasgiern geschehen ist, so ist die allgemeine Herrschaft

*) Lib. 1. c. 15. 16.

**) Petav. loc. cit.

schaft der Hetrusker einige hundert Jahr vor dem trojanischen Kriege zertrennt worden. Betrachtet man nun, wie viel Zeit dazu erfordert wurde, damit die Hetrusker selbst an Bevölkerung und Reichthume so zunähmen, daß sie ihre Herrschaft von einem Ende Italiens zum andern verbreiten, zwölf Hauptstädte in der Mitte ihres Reiches errichten, und beyde Meere mit Flotten bedecken, *) und Sardinien bevölkern **) könnten, so muß sich ihr Ursprung im entferntesten Alterthum verlieren, darum ist es kein Wunder, daß sie glaubten aus der Erde entstanden zu seyn ***).

Unter den Hetruskern verstehe ich das uralte Volk, welches von den ältesten Griechen Tyrrhenier, weil sie mit Mauern und Thürmen ihre Oerter befestigten, und Thuscier wegen ihres vielen Opferens, von den Römern aber Hetrusker wegen des Landes, welches sie zu derselben Zeiten bewohnten, genannt worden ist ****). Von diesem Volke, welches

*) Diodor. Sic. Lib. 5. c. 9.

**) Strabo Lib. 5.

***) Cicero Lib. 2. de Nat. Deor. Macrob. Lib. 1. Saturn. 7.

****) Dionys. Halic. lib. 1. c. 22.

ehemals ganz Italien beherrscht hat, fragt sichs nun, wessen Ursprungs es sey.

Wann Dionysius von Halikarnaß dafür hält, sie seyn in Italien selbst entsprungen, *) so kann er nicht anders verstanden werden, als daß sie sich von undenklichen Zeiten her in Italien selbst zu einem großen und mächtigen Volke gebildet haben, und schließt nicht aus, daß ihre ersten Stammväter und Stifter ihrer Herrschaft anders woher gekommen seyn; er müßte denn behaupten wollen, sie seyn daselbst wie Pflanzen aus der Erde entsprossen.

Ihre Abkunft kann auch nicht von jenseit der Alpen hergeleitet werden. Denn dieses widerspricht offenbar dem, was Livius sagt, die Alpen seyn von hetruskischen Pflanzvölkern, die von Seiten der zwölf Hauptstädte dahin abgeschickt waren, bevölkert worden **). So ließ auch dieses die Beschaffenheit der Alpen in so entfernten Zeiten nicht zu. Denn wer dieses Gebirge kennt, welches Frankreich, die Schweitz und Deutschland von Italien scheidet, und noch dazu betrachtet, daß es sich in den älte-

*) loc. cit.

**) Lib. 5. c. 33.

ältesten Zeiten viel weiter als itzt auf beiden Seiten ins Land erstreckt hat, dem kann kaum einfallen, daß in einem so hohen Alterthum ein Volk hindurch gedrungen sey. Die vielen engen Päße, wo man am Rande schrecklicher Abgründe oder reissender Ströme fortgleitet, die unersteiglichen und mit ewigem Schnee bedeckten Felsen und Berge, zwischen deren engen Krümmungen man mehrere Tagereisen zurück legt, mußten in den ältesten Zeiten, da noch alles mit dicken Waldungen bedeckt war, schlechterdings undurchdringlich seyn. Viele Jahrhunderte mußten vergehen, ehe von beyden Seiten her die Menschen erfuhren, daß es der Mühe werth wäre, mit so augenscheinlicher Lebensgefahr hindurch zu dringen, oder ehe sie sich auf den Ebenen so vermehrten, daß sie durch Noth oder Gewalt dazu gezwungen waren. Da Herkules und lang nach ihm die Gallier, welche die ersten gewesen, es zu wagen, sich durch die Alpen den Weg nach Italien öffneten, waren die Hetrusker schon durch fremde Völker eingeschränkt.

In den Zeiten, wohin der Ursprung der hetrustischen Herrschaft fällt, hatten sich rings

um das mittelländische Meer noch keine Völker, als jene des vordern Asiens und Aegyptens, so vermehrt und gebildet, daß sie nicht nur Pflanzvölker nach Italien ausschicken, sondern auch die ältesten vielleicht zerstreuten und wilden Einwohner unter einer löblichen Regierungsform verbinden konnten. Was Griechenland betrifft, so ist es vor dem trojanischen Kriege nicht im Stande gewesen, Pflanzvölker auszuschicken, *) und von den afrikanischen Küsten, ausser Aegypten, ist es gar nicht zu vermuthen. Aegypten ist zwar von den ältesten Zeiten her stark bevölkert, und in dieser Absicht im Stande gewesen, andern Ländern Pflanzvölker mitzutheilen; allein ihr Land war so ergiebig, und auf allen Seiten stand es so weit offen, daß die Bevölkerung daselbst nie so stark anwachsen konnte, daß die Einwohner gezwungen worden wären, jenseit des Meeres Wohnungen zu suchen. Auch waren sie durch die Gesetze so unter einander verbunden: einem jeden Stande war seine Beschäftigung und Nahrung so angewiesen, daß kein Theil leicht in den Fall gerathen konnte, sich von den übrigen loszureissen.

*) Thucyd. Lib. 1. c. 12.

sen. Weil sie selbst alle Arten von Lebensbedürfnissen in Uebermaaß besassen, so konnten sie nur durch die Ueppigkeit zum auswärtigen Handel und durch die Gewinnsucht zur Schiffahrt verleitet werden. Weil aber diese zwo Quellen aller gefährlichen Unternehmungen sich sehr spät in Aegypten geöffnet haben, so läßt sichs nicht vermuthen, daß die ältern Aegypter des Handels wegen sich dem Meer anvertraut, und Pflanzörter in Italien angelegt haben. Ist es aber weder aus Noth noch aus Haabsucht geschehen, so kenne ich keinen andern so mächtigen Plagegeist, ausser der Ehrsucht (der aber ohne jene kraftlos ist) welcher sie habe anspornen können, eine so weite Schiffahrt zu unternehmen. Es kann auch nicht gründlich bewiesen werden, daß diese Nation vor der Ptolomäer Zeiten Schiffahrt getrieben habe *).

*) *Mignot*, Memoires de Litterature, tirés des registres de l'Acad. Royale des Inscript. et des belles-Lettr. depuis l'année 1761, 1763. Tom. 31. p. 156. folg.

Pauw Recherches phiosoph. sur les Egyptiens et les Chinois. T. 1.

Es bleibt also übrig, daß die Hetrusker aus Vorderasien abstammten. Weil hier von den ältesten Zeiten her kein Volk so zur Schiffahrt, zum auswärtigen Handel, und zur Besetzung fremder Länder mit Pflanzvölkern aufgelegt war, als die Phönicier, so können nur diese die Stammväter oder Stifter der Hetrusker gewesen seyn. Die natürliche Beschaffenheit des engen Bezirks, wo sie wohnten, nöthigte sie, bey der ersten Anlage ihres Staats auf den Handel zu Wasser und zu Lande zu denken. Daher sind sie in allen Jahrhunderten auf die Ausbreitung desselben vermittelst der Schiffahrt bedacht gewesen, und haben in dieser Absicht fast alle bequemere Seeplätze rings um das mittelländische Meer in Afrika und Europa nach und nach mit asiatischen Pflanzvölkern besetzt.

In den ältesten Zeiten Griechenlandes, da dieses Land noch keine beständige Einwohner hatte, waren die meisten da herum liegenden Inseln von Phöniciern bewohnt, welche Handelschaft und Seeräuberey trieben *). So kann auch aus dem hohen Alterthum phönicischer

*) Thucyd. Lib. 1. c. 8.

cischer Münzen, die der Herr Abt Ridolfino Venuti in einer Abhandlung Sopra alcune medaglie maltheſi beschreibt *) und aus Diodorus Sikulus **) bewiesen werden, daß sie vor allen andern Nationen die Insel Maltha in Besitz gehabt haben. Aristoteles, der sich auf das Zeugniß phönicischer Schriftsteller beziehet, ***) hält dafür, Utika sey zweyhundert sieben und achtzig Jahr vor Karthago von den Phöniciern erbauet worden. Alle übrigen Geschichtschreiber stimmen darin überein, daß diese Stadt weit älter als Karthago ist. Gades, itzt Kadix, war ebenfalls ein sehr alter Handelsplatz der Phönicier ****). Vellejus Paterkulus hält es für älter als Karthago. †) Gleichwie nun hieraus erhellet, daß sie längst vor der Erbauung der Stadt Karthago das mittelländische Meer von einem Ende zum andern besegelt haben, so ist auch offenbar, daß sie diese weitläuftige Schiffahrt, und

*) Saggi di diſſertazioni dell' Accad. di Cortona, Tom. I.

**) Lib. 5. c. 1.

***) De mirabilibus.

****) Iuſtinus Lib. 44. Diodor. Sic. Lib. II. c. 1. 2.

†) Lib. I. Sub. init.

und so weit entfernte Pflanzstädte zu unterstützen, und den Handel unter denselben zu verbinden, noch viele andere Mittelörter so wohl auf den afrikanischen als europäischen Küsten besessen haben. So viel ist gewiß, daß die Tyrier und Karthaginenser, oder mit einem Worte die Phönicier vor und nach der Erbauung der Stadt Karthago fast auf allen Inseln der mittelländischen See festen Fuß gesetzt haben.

Thucydides zählt die Phönicier unter die ältesten Einwohner Siciliens, und sagt: „Sie haben rings um die Insel verschiedene Wohnplätze angelegt, und sonderlich zur Beförderung ihres Handels mit den Sikulern, die Vorgebirge und benachbarten kleinen Inseln besetzt. Allein nachher, als die Griechen solche häufig besegelten, haben sie die meisten Plätze verlassen, und sich nach Motua, Solonis und Panormus ohnweit der Elymer, (Trojaner, die den Achäern entwischt waren) zusammen gezogen, und sich darinn angebauet, theils in Betrachtung des Bundes, worinn sie mit den Elymern stunden, theils weil von hieraus die kürzeste Fahrt von Sicilien nach Kar-

Karthago ist *). Der Geschichtschreiber bestimmt die Zeit nicht, in welcher die Phönicier angefangen, sich auf dieser Insel niederzulassen. Doch versichert er, daß es vor der Griechen Ankunft (das ist nach dem 80 Jahre seit dem trojanischen Kriege **) geschehen sey. Betrachtet man nun, wie viel Zeit dazu erfordert wurde, damit Sicilien rings um in verschiedenen Gegenden, die Vorgebirge und kleinen Inseln besetzten und anbaueten, so wird man schwerlich fehlen, wenn man die Errichtung ihrer ersten Wohnsitze auf dieser Insel über den trojanischen Krieg hinaus setzt.

Aus dem, daß sie, um eine nähere Verbindung mit ihrer Pflanzstadt Karthago zu haben, sich gegen das westliche Vorgebirge zusammen zogen, folget nicht, daß Karthago schon war, als sie auf dieser und den kleinen Inseln festen Fuß zu setzen anfiengen: und wenn man alles zusammen recht überdenkt, so hat es die größte Wahrscheinlichkeit, daß dieses längst vorher geschehen sey.

Weil

*) Lib. 6. c. 2.

**) Thucyd. Lib. I. c. 12.

Weil sie die Küsten Siciliens, die Vorgebirge, und die kleinern Inseln besonders, zur Beförderung ihres Handels mit den Sikulern besetzten, so ist offenbar, daß zwar damals die Sikuler schon aus dem festen Lande Italiens vertrieben waren; es folget aber daher nicht, daß sie damals noch gar keine Besitzungen in Sicilien hatten. Man kann vielmehr aus der Stelle des Thucidides schließen, daß sie zur Zeit des Uebergangs der Sikuler hier und da schon verschiedene Plätze auf der Küste besaßen, hernach aber, um von allen Seiten her mit ihnen zu handeln, ganz Sicilien rings um mit neuen Waarenlagern und Pflanzstädten besetzt haben.

Wenn nun an dem ist, daß die Phönicier von den ältesten Zeiten her das mittelländische Meer von einem Ende zum andern und in allen Gegenden befahren, überall, wo es zur Unterstützung ihres Handels dienen konnte, festen Fuß gefaßt, und so gar Sicilien, wenige Stadien weit von Italien, und schon in den ersten Zeiten die griechischen Inseln bewohnt haben, so deucht mich, könne man mit der größten Wahrscheinlichkeit annehmen, daß

in den åltesten Zeiten auch die Kůsten Italiens mit phönicischen Pflanzstädten besetzt worden seyn.

Die Lage Italiens ist so beschaffen, daß die Phönicier so gar in ihren ersten Seefahrten, da sie sich noch nicht weit von den Küsten entfernen durften, es gleichwohl erreichen konnten, denn gleichwie sie in geringer Entfernung vom festen Lande Asiens die Inseln des Archipelagus entdeckt haben, und von einer zur andern benachbarten bis nach Griechenland fortgesegelt sind, also mußten ihnen auch, wenn sie auf die nämliche Weise die Kůsten Griechenlandes in einiger Entfernung umfuhren, die Vorgebirge Italiens zu Gesicht kommen. Und warum sollten sie wohl nicht gleich anfänglich darnach getrachtet haben, daselbst so wie auf den griechischen Inseln festen Fuß zu fassen? Von einem Volke, welches die Gewinnsucht und der Handlungsgeist durch die Straße von Gibraltar bis nach England getrieben hat, ist nichts anders zu vermuthen. Italien ist viel zu fruchtbar, hat eine zur Schiffahrt gar zu bequeme Lage, und erstreckt sich zu weit in die See, als daß es eine Nation, deren vornehmstes

stes Ziel und Geschäffte war, ihren Handel, so viel möglich, auszubreiten, nicht reitzte, daselbst Handelsplätze zu errichten.

Das feste Land Italiens war anfänglich wie alle andere Länder, in kleine Völkerschaften getheilt, die keine beständige Sitze hatten. Diese ließen sich nicht sonderbar angelegen seyn, das Land anzubauen. Daher erfolgte, daß wenn der Bezirk, den sie bewohnten, nicht mehr hinreichte, sie zu ernähren, sie entweder alle mit Sack und Pack davon zogen, oder nur den Ueberfluß an Menschen fortschickten, um neue Wohnungen zu suchen. Weil niemand gern das Seinige sich nehmen läßt, so entstanden daher unaufhörliche Kriege und Unruhen, und die Völker rieben einander auf. Dieß war ungefähr der Zustand Italiens, da die Phönicier dasselbe rings um in verschiedenen Gegenden des Handels wegen besetzten, und anbaueten. Um ihre Besitzungen vor den Anfällen der wandernden Völker zu schützen, umschlossen sie dieselben mit Mauern und Thürmen, und erhielten den Namen Tyrrhenier. *) Wenn nun jemand im

*) Dionys. Halic. Lib. I. c. 22.

innern Theil Italiens durch sonderbaren Fleiß zu einem größern Vermögen, als die übrigen gelanget, und der Gefahr, das Seinige zu verlieren, immer ausgesetzt war, auch vielleicht es schon mehrmalen verloren hatte, so suchte er entweder den Schutz der Phönicier, wenn er in ihrer Nachbarschaft wohnte, oder packte ein was er konnte, und ließ sich unter ihnen wohnhaft nieder. Hierdurch und durch einen fortgesetzten Zuwachs aus dem vordern Asien, verbreitete sich der Phönicier oder Tyrrhenier Herrschaft von allen Seiten her über ganz Italien aus. Es läßt sich daher verstehen, was Dionysius von Halikarnaß sagt, daß eine Zeit war, da alle Völker Italiens Tyrrhenier genannt warden. *). Diese Zeit hat ohne Zweifel so lang gedauert, bis die meisten unter den besondern Völkern entweder wegen der Lage ihres Landes, oder wegen ihrer sittlichen oder politischen Verfassung besondere Namen erhielten.

Es war aber unmöglich, so entfernte Handelsplätze mit ihren erweiterten Besitzungen ungetrennt zu erhalten, ohne daß sie durch eine gewisse

*) Lib. I. c. 21.

gewisse politische Verfassung, die sich über alle Mitglieder desselben erstreckte, und zum allgemeinen Wohl gereichte, in einen genau verbundenen Staatskörper verwandelt würden. Eine jede Seestadt mit ihrem Gebiete, oder die vielleicht viel prächtigere Städte, die von den reichen ursprünglichen Handelsplätzen innerhalb des Landes nach und nach erbauet waren, wurden ohne Zweifel von den vornehmsten und reichsten Familienhäuptern regiert, wie es in einem handelnden Staate natürlich ist. Das allgemeine Wohl und die wechselweise Verbindung der ganzen Nation wurde durch Landtage und Deputirten befördert. Wider die Anfälle der Seeräuber erwählten sie Lukumonen oder Anführer; denn daß diese anfänglich eine politische Obrigkeit vorstellten, widerspricht der ursprünglichen Bedeutung des Stammworts לחם, woher jenes entstanden ist.

Es pflegt aber zu geschehen, daß, wo viele regieren, der stärkste endlich die Oberhand erhalte, daher mögen wohl manche unter den tyrrhenischen verbundenen Staaten mit der Zeit monarchisch geworden, und die Könige der Rutuler, Lateiner ꝛc. entstanden seyn. Weil natür-

türlicher Weise, dieser Abfall von der allgemeinen Verbindung in den entferntesten Gegenden am leichtesten, im Mittelpunkte Italiens aber nicht leicht geschehen konnte, so hat sichs zugetragen, daß zu Aeneas Zeiten der ganze südliche Theil nicht mehr unter der hetruskischen Herrschaft war. Deswegen sagt Livius von den damaligen Hetruskern nicht mehr, daß ihre Herrschaft, sondern daß der Ruf ihres Namens sich bis an die sicilianische Meerenge erstreckte *). Daß aber alle diese Völker ursprüngliche Tyrrhenier, wenigstens keine Griechen waren, läßt sich aus Thucydides beweisen, der ausdrücklich sagt, daß vor dem achtzigsten Jahre nach der Eroberung von Troja keine Pflanzvölker aus Griechenland nach Italien ausgeschickt worden sind **). Nach dieser Zeit haben sie den südlichen Theil Italiens so besetzt, daß er den Namen von ihnen erhalten hat.

Indessen hatten die Tyrrhenier, die den Mittelpunkt Italiens besassen, dringende Ursach, wider die abgefallenen und fremden Völ-

*) Lib. I. c. 2.

**) Lib. I.

ker auf ihrer Hut zu seyn, und sich viel genauer als zuvor unter einander zu verbinden. Nebst vielen kleinern Oertern hatten sie daselbst zwölf große und wohl befestigte Hauptstädte, aus deren weiterm Bezirk und zum Theil übergebliebenen Mauern man sicher auf ihre ehemalige Größe und Stärke schliessen kann. Man siehet es diesen Oertern noch an, daß sie von jeher der Hauptsitz der Tyrrhenier, und der Mittelpunkt ihrer weit ausgebreiteten Macht zu Wasser und zu Lande gewesen sind.

Diese Städte machten zu der Römer Zeiten das eigentliche Hetrurien aus, welchen Namen Servius von ετερος ορος herleitet, und die Tyrrhenier, so dasselbe bewohnten, erhielten daher den Namen Hetrusker. Es ist wahrscheinlich, daß die Römer ihnen und ihrem Lande diese Benennung gaben, weil diese mächtige Nation seit der Römer Andenken zwischen der Tyber und dem Apennin, eingeschränkt und umgränzt war. In diese enge Gränzen wurden sie nach und nach von den abgefallenen Völkerschaften von den Pelasgern, Arkadiern, griechischen Pflanzvölkern, Liguriern und Galliern (vielleicht viel früher als es Titus Livius

erzählt) eingeschlossen. Ihr endlicher Untergang wird von Livius weitläuftiger erzählt.

Dieß ist beyläufig die Geschichte vom Ursprung, Wachsthum, und den Hauptveränderungen der allgemeinen Herrschaft der Hetrusker. Sie scheint zwar an sich selbst nur ein mögliches System zu seyn, vergleichet man aber alles mit den voraus gesetzten Umständen, so kann man fast nicht anders denken, als daß die ersten Einwohner Italiens sich durch die Phönicier zu dem bekannten mächtigen Volke, welches von Anfang den allgemeinen Namen Tyrrhenier erhielt, und in Absicht auf die verschiedenen Gegenden, wo die besondern Völkerschaften wohnten, oder wegen des Namens ihrer Regenten, da sie abgefallen waren, oder aus andern uns unbekannten Ursachen sich nach und nach in viele besondere Namen getheilt hat.

Dieß wird noch immer gewisser, wenn man betrachtet, daß die Namen der ältesten Städte, vieler Flüsse, Inseln, und Gegenden Italiens im Grunde orientalisch sind. Solches haben in Ansehung der Landschaft Kampanien der gelehrte Verfasser Dell' antiche colonie venute

in Napoli *) und in Absicht auf ganz Italien der Herr Kanonikus Mazzocchi in einer Abhandlung Sopra l'origine de' Tirreni **) so gründlich bewiesen, daß man es für eine ausgemachte Sache annehmen kann. Denn stimmte auch nur ein Drittel der etymologischen Erklärungen dieser Gelehrten mit der Wahrheit überein, so würde der hievon genommene Beweis noch immer Kraft haben.

Es ist aber zu bemerken, daß die genannten zwey Wortforscher fast alle orientalkische Sprachen zu Hülfe nehmen, die ursprünglichen Namen der Oerter zu erforschen. Sie wollen nämlich nur überhaupt beweisen, daß die Hetrusker orientalischer Abkunft gewesen. Dieses schadet aber meiner Sache nicht. Denn da alle die alten Sprachen des vordern Asiens, woher auch nach ihrer Meynung die Hetrusker abstammen, im Grunde einerley waren, so sind die Namen, wovon sie handeln, auch der phönicischen Sprache gemein gewesen. Man sollte dieses um so viel mehr denken, weil der Dialekt der Phönicier wegen ihres allgemeinen Handels die Spra-

che

*) Tom. I.

**) Saggi di Differt. Accad. di Cortona Tom. 3.

che aller damaligen Handelsplätze seyn mußte. Auch ist meine Absicht nicht zu behaupten, daß alle, die auf phönicischen Fahrzeugen in Italien angeländet sind, und unter solchen Namen sich daselbst niedergelassen haben, gebohrne Phönicier waren.

Diesen Beweis bestätigen die ältesten hetruskischen Aufschriften, die man in allen Gegenden Italiens entdeckt hat. Sie sind von der rechten zur linken geschrieben, und je älter sie sind, desto mehr gleichen sie hebräischen Schriften. Sie lassen sich zwar nicht so leicht aus den orientalischen Sprachen erklären, (wenn sonst die daheraus gezogenen hetruskischen Alphabete richtig sind,) als die Namen der Städte, Flüsse und Gegenden; daher erfolgt aber nichts anders, als daß durch die Länge der Zeit in der hetruskischen Sprache, so wie in andern, starke Veränderungen eingeschlichen sind, und daß die Aufschriften nicht von den ältesten Zeiten herrühren. Man hat aber guten Grund, zu hoffen, daß man noch mehrere der ältesten Aufschriften entdecken, und endlich durch den Fleiß der Gelehrten so weit kommen werde, daß man eine jede, von welcher Zeit sie auch

seyn möge, vollkommen lesen könne. Auch haben die florentinischen Herren Buonaruoti *) und Gori **), Bourguet, Professor der Weltweisheit zu Neufchatel *,*) und der gelehrte Engländer Swinton *,*,) die schon entdeckten Aufschriften mit so gutem Erfolge benutzt, daß sie zu diesem Endzwecke hinreichend zu seyn scheinen.

Wenn nun noch hinzukömmt, daß auch die ältesten Völker, die sich unter den Tyrrheniern in Italien niedergelassen haben, orientalisch sprachen, und schrieben, so weiß ich nicht, was zur größern Gewißheit der Sache noch angeführt werden könne. Die Ankunft der ältesten Völker fällt in solche Zeiten, da die Sprachen Griechenlandes und des vordern Asiens noch nicht sehr von der hebräischen abgewichen seyn konnten; folglich brachten sie eine orientali-

*) Phil. Bonar. ad monum. Etrusc. op. Dempst. addit. explicat. et conject. Florentiae 1726.

**) Musaeum Etrusc. p. 401 - 419.

,) Saggi di dissert. accad. di Cortona. Tom. I. p. 1 - 23. in Rom. 1735.

,,) Jo. Swint de primig. Etrusc. Alphab. dissert. Oxon. 1746. p. 4.

talische Sprache mit sich, worinn sie nur etwan dem Dialekte nach unterschieden waren. Wenn man die Buchstaben der ältesten Griechen, besonders der Arkadier, und der Pelasgier in den Alphabeten, die der Herr Chishul in seinen asiatischen Alterthümern, der Herr Bourguet und Swinton in den angeführten Schriften entworfen haben, mit den phönicischen des Herrn Eduards Bernard *) vergleicht, so sind sie einander ähnlicher, als man es erwarten sollte. Von den pelasgischen Buchstaben insbesondere sagt Herodotus, **) sie seyn die nämlichen, die Kadmus aus Phönicien nach Griechenland gebracht hat. Er habe sie selbst in einem Tempel zu Thebe von einer Tafel abgeschrieben. Folglich waren die Buchstaben nicht nur der Pelasgier, sondern auch der ältesten Griechen, phönicisch. So gar der Name פלש—גוי oder πελασγοι bedeutet ein Volk aus dem Philister oder Palästiner Lande, und Herodotus sagt in einer andern Stelle von diesem Volke, daß desselben Sprache von der tyrrhenischen nicht unter-

 schie-

*) Orbis eruditi Litteratura a charactere Samar. deducta.

**) in Terpsich. V. p. 402.

schieden war*). Dionysius von Halikarnaß, der sich sehr oft widerspricht, ist zwar anderer Meynung **) und führt, dieselbe zu bestätigen, Herodotus an, welcher sagt, die Sprache der Krotoner (eines Pflanzvolks der Pelasgier) sey von der tyrrhenischen ganz unterschieden; allein Dionysius vergißt, daß Herodotus von seinen Zeiten spricht, da freylich die Sprache der Krotoner griechisch war.

Wenn es nun an dem ist, daß ehemals ganz Italien phönicisch oder orientalisch gesprochen und geschrieben hat, so fragt sichs, wie es geschehen konnte, daß man zu der Römer Zeiten in dem südlichen Theile Italiens griechisch, zu Rom lateinisch, in dem eigentlichen Hetrurien tuscisch, bey den Samnitern oscisch, und fast bey jedem andern Volke, wie man aus Livius *,*) schließen kann, anders sprach? Die Ursachen dieser Veränderungen sind leicht zu entwickeln.

Die Sprache Griechenlandes, welche anfänglich nicht weniger als die Hetruskische ein orien-

*) Hist. Clio. p. 48.

**) Lib. I. c. 21.

,) Lib. I. c. 18.

orientalischer Dialekt war, ist viel früher als diese in eine ganz verschiedene Sprache ausgeartet. Die Griechen haben von jeher mit den südlichen Einwohnern Italiens in einer nie unterbrochenen Verbindung gelebt. Weil diese von dem Hauptsitz der Hetrusker am meisten entfernt waren, so haben sie sich leichter und früher als andere Völkerschaften von der Gemeinschaft der Sprache und Herrschaft derselben abgesondert, und freye Staaten errichtet. Diese Freyheit und die Fruchtbarkeit des Landes, und die geringe Entfernung von Sicilien, wo von sehr alten Zeiten her die Griechen zu Hause gewesen sind, reitzten diese, sich häufig daselbst niederzulassen, Städte zu erbauen, und sich nach und nach so zu vermehren, daß endlich dieses Land Großgriechenland genannt wurde. Daher ist es kein Wunder, daß hier die alte italische Sprache sich mit der Zeit ganz in die griechische verwandelt habe. Hierzu kam noch, daß die Gelehrsamkeit in diesem Lande viel früher als in Griechenland selbst blühte, wodurch die griechische Sprache allda noch früher, als hier sich bilden mußte.

Indessen daß Großgriechenland von der übrigen Tyrrhenier Gemeinschaft in der Spra-

che und Herrschaft gänzlich abwich, geschah daß leztere zwar auch unter den andern Völkern, die zu der Römer Zeiten nicht mehr zu den eigentlichen Hetruskern gehörten; jedoch blieben sie wegen der engen Nachbarschaft, und des daher erfolgenden Umgangs unter einander bey der hetruskischen Sprache.

Es konnte aber nicht geschehen, daß der Verlauf vieler Jahrhunderte, die größere oder geringere Entfernung von dem Hauptsitze, die Verschiedenheit der mitgebrachten Mundarten der orientalischen Völker und der Arkadier keine starke Veränderungen in der Sprache überhaupt, und keine verschiedene Dialekte verursachten. Dergleichen Mundarten von einerley Sprache waren die römische, tuscische, oscische, und vieler andern Völkerschaften nicht nur zu Zeiten der Römer, sondern auch seit den ersten Jahrhunderten, die sich alle insgesammt zur Zeit der erbauten Stadt Rom viel weiter von der ältesten Sprache entfernt hatten, als die Sprache des Cicero von dem Carmen Saliare.

Es waren jedoch alle diese Dialekte zu allen Zeiten so beschaffen, daß die Völker des mittleren

leren Italiens, einige leichter, andere etwas schwerer, einander verstehen konnten. Die gemeine Abkunft, und der fortgesetzte Zuwachs aus dem vordern Asien, die allgemeine Verbindung unter einer Herrschaft, die Vermischung mit Völkern, die von der Quelle der italischen Sprache herkamen, die enge Nachbarschaft so vieler Völker in einem so kleinen Bezirk, beweisen es handgreiflich. Daher läßt sich leicht verstehen, wie Aeneas und seine Trojaner mit dem König Latinus und den Aborigenern ohne Dollmetscher sprachen, und warum Livius nie Meldung thut, daß die Römer in den Kriegen mit den Sabinern, Lateinern, Hetruskern, Samnitern ꝛc. derselben Sprache nicht verstanden haben.

Dieser Geschichtschreiber sagt zwar *), zu Pythagoras Zeiten seyn die Sprachen der Völker zwischen Kroton und dem Lande der Sabiner so von einander unterschieden gewesen, daß dieser Weltweise, um Numa Pompilius zu unterweisen, dahin nicht habe kommen können, „quo praesidio unus per tot gentes *dissonas sermone* pervenisset?„ Allein neben dem, daß

*) Lib. 1, c. 18.

daß Livius dem Weltweisen, der Griechenland, einen grossen Theil Asiens, und Aegypten besucht hatte, viel zu wenig zutrauet, so siehet jedermann auch leicht ein, daß in dieser Stelle von der Verschiedenheit unter der Sprache Großgriechenlandes, die griechisch war, und der hetruskischen, die diesseits Kroton üblich war, die Rede sey. Denn wie konnten in einem so engen Zwischenraume so sonderbar viele Völker ohne wechselweises Gewerb und ohne vielfältigen Umgang wohnen? Und wie konnte dieses viele Jahrhunderte ohne Gemeinschaft der Sprache geschehen?

So redet auch Livius von der Verschiedenheit des Dialekts, wenn er in einer andern Stelle erzählt, *) der Konsul Volumnius, als er Vorhabens war, das Lager der Samniter beym Fluß Vulturnus anzugreifen, habe einige Kundschafter, die der oscischen Sprache kundig wären, dahin abgeschickt. In einer so wichtigen Angelegenheit mußte der Konsul freylich solche Kundschafter wählen, denen nicht nur die allgemeine italische Sprache, sondern auch der sonderbare Dialekt des Feindes vollkommen bekannt

*) L. 10, c, 20.

kannt war; zumalen da die Mundart der Samniter der älteren Sprache Italiens getreuer, als viele andere, geblieben war. Dieses Volk ist überhaupt hartnäckiger, als die andern, bey den alten Gebräuchen geblieben, und aus desselben Münzen *) kann bewiesen werden, daß es unter allen zuletzt, den von den Römern eingeführten Gebrauch, von der Linken zur Rechten zu schreiben, angenommen habe. Daß jedoch der oscische Dialekt den Römern nicht ganz unverständlich war, beweisen die oscischen oder atellanischen Lustspiele, woran die Römer eine sonderbare Belustigung fanden. Was der Dottor Bolognese, der Pantalon Veneziano, und der Arlechino di Bergamo auf der itzigen Schaubühne zu Rom sind, das mögen wohl die oscischen Lustspieler bey den alten Römern gewesen seyn.

Weil die Gallier den ganzen obern Theil Italiens bis nach Bononien, und die östliche Seite längst des Apennins bis ans klusische Gebiete nach und nach eingenommen, und seit einigen Jahrhunderten in Besitz hatten, so konnte

*) *Olivieri*, Dissert. sopra alcune medaglie Sannitiche ne' *Saggi di Dissert. accad. di Cortona.*

konnte es nicht wohl geschehen, daß sie nicht mit den benachbarten Hetruskern Gewerb und Umgang trieben. Endlich drangen sie auch in der Römer Gebiete, und noch weiter gegen Kampanien, verbanden sich bald mit diesem, bald mit jenem Volke wider die Römer, und gaben ihnen mehrere Jahrhunderte sehr viel zu schaffen. Durch diese langwierige Nachbarschaft, und durch den nothwendigen Umgang mit den Galliern, mußte sich viel Celtisches, und endlich eine viel größere Veränderung in die allgemeine italische Sprache einschleichen, als lang hernach durch die Gothen und Longobarden geschehen ist.

Der römische Dialekt, der schon von Alters her wegen der Vermischung der Arkadier mit den tyrrhenischen Einwohnern dieser Gegend sich sonderbar auszeichnete, und nun vielleicht mehr als die Mundarten der übrigen Völker mit dem Celtischen vermischt war, erhielt endlich mit der allgemeinen Herrschaft der Römer die Oberhand in Italien, und war eine rohe und barbarische Sprache, bis endlich die Wissenschaften und Künste zu den Römern übergiengen, und die lateinische Sprache

sich bildete, der man ihren phönicischen Ursprung nicht mehr ansiehet.

Was die hetruskischen Alterthümer betrift, die von der phönicischen Abkunft dieser Nation zeugen, so will ich nur das Vornehmste davon berühren. Sanchoniaton, dessen Fragmente Eusebius aufbehalten hat, erzählt, die Phönicier haben zu allen Zeiten geglaubt, die Götter bewohnen die Luft, und dieß sey die Ursach, warum sie dieselben beflügelt abbildeten. Gleichwie man dieses durch phönicische und thunische Münzen darthun kann, *) so kann man auch durch hetruskische Münzen beweisen, daß diese Nation ihre Götter mit Flügeln vorstellten **). Neben dem hatten die Hetrusker eine unzählige Menge beflügelter Schutzgeister, wie man in Hamiltons Sammlung von Antiquitäten, die Mr. d'Hankarville herausgegeben hat, sattsam ersehen kann. So hatten sie auch die Wahrsagerey aus dem Eingeweide der Thiere, die gräßliche

Opfer,

*) Dissert. dell' ab Rid. Venuti Sopra alcune medaglie maltesi, ne' Saggi di Dissert Accad. di Corton.

**) Winkelmann Hist. de l'art chez les anciens. Tom. I. p. 148.
Description des pierres gravées du feu B. de Stosch, class. 2. p. 54.

Opferceremonien, das Sistrum, die Sphinsen und Chimären, die mit Donnerkeilen bewaffneten Götter, den bartigen Merkur, Herkules als einer der Hauptgötter, und viele andere dergleichen Dinge mit den Phöniciern gemein.

Ich könnte hier auch verschiedene Ruinen hetruskischer Gebäude anführen, worinn das einfache, ungeheuerstarke und dauerhafte Wesen von ihren orientalischen Geschmack in der Baukunst zeuget. Es ließe sich auch noch vieles von ihrem sittlichen Charakter, von ihrem Hang zum Handel und Seewesen, zu Künsten und Wissenschaften, worinn sie den Phöniciern gleichen, und von der Verbindung, in welcher sie von jeher mit ihnen gestanden sind, vorbringen, ich fürchte aber, eine ausführliche Abhandlung hiervon würde mich über die Gränzen führen, die ich mir vorgeschrieben habe. Uebrigens glaube ich meine Absicht erreicht zu haben, welche darinn bestehet, einen allgemeinen Begriff vom Ursprung und Alterthum der Hetrusker, von ihrer Bevölkerung und Sprache zu geben, und meine Leser zur gelehrten Geschichte der ältesten uns bekannten Einwohner Italiens vorzubereiten.

Zwölfter Brief.

Ueber den Ursprung der Italiänischen Sprache.

Die Meynungen der Gelehrten vom Ursprung der Italienischen Sprache sind verschieden. Leonardo Bruni *) von Arezzo, ein berühmter Gelehrter des 15ten Jahrhunderts, der Kardinal Bembo **), und unter den neuern Quadrio ***) behaupten, die Italienische Sprache sey so alt als die Lateinische. Diese sey die Sprache der Gelehrten, jene aber unter dem Pöbel und im gemeinen Umgang üblich gewesen. Sie gründen sich hauptsächlich darauf: daß die alten Römer eben so wohl als die itzigen Italiäner die ächte lateinische Sprache in den lateinischen Schulen lernten, und daß in den Lustspielen des Plautus und des Terentius, die sich von der Sprache des Volks am wenigsten entfernen mußten, sich solche Wörter und Redensar-

*) Lib. 6. Epist. 10.

**) Prose Lib. 1.

***) Storia della Poesia Italiana. Tom. I. p. 41.

ten finden, die man in gelehrten Schriften vergeblich sucht. Daher folgern sie, die gemeine Sprache des Volks sey eine eigene Sprache, und von der Lateinischen eben so sehr unterschieden gewesen, als es die itzige Italiänische ist.

Es ist aber leicht, diese Meynung zu widerlegen. Da Plautus seine Schauspiele schrieb, und zu Rom aufführte, mußte der Unterschied zwischen der Sprache der Gelehrten und des gemeinen Volks sehr gering seyn. Damals fiengen die Römer erst an, sich um die Litteratur zu bekümmern. Die lateinische Sprache konnte von den Gelehrten noch nicht so sehr umgebildet worden seyn, daß sie sich von der gemeinen wesentlich unterschied. Die Sprache der Lustspiele des Plautus war die Sprache der Gelehrten und des Pöbels; und obgleich viele Ausdrücke darinn vorkommen, die andern Römischen Schriftstellern nicht gemein sind: so sind derselben doch bey weitem nicht so viele, daß sie hinreichend wären, einen wesentlichen Unterschied zu verursachen. So fehlt es auch an hinreichenden Schriften anderer Gelehrten damaliger Zeit, um zu bewei-

weisen, daß des Plautus sonderbare Ausdrücke und Wörter nur dem Pöbel eigen gewesen.

Es ist zwar nicht zu leugnen, daß, da die Römer ganz Italien erobert hatten, und Rom der Sammelplatz aller Italiänischen Völker geworden war, sich eine große Veränderung in der Sprache der Römer ereignet habe. Hieraus folget aber nicht, daß sich unter dem Volke eine eigne von der Gelehrten ganz unterschiedne Sprache gebildet habe. Alle Völker des eigentlichen Italiens, jene von Groß-Griechenland ausgenommen, hatten im Grunde nur eine Sprache *) und unterschieden sich nur durch ihre Dialekte. Sie brachten also keine von der Römischen wesentlich unterschiedne Sprache mit sich nach Rom. Weil sie längst vor den Römern Künste und Wissenschaften getrieben hatten, so mußten auch ihre Dialekte wortreicher und anmuthiger seyn, als der Römische; folglich konnten sie in der Römer Sprache keine andre Ver-

*) Siehe den vorigen Brief.

änderung, als die zu ihrer Bereicherung und Verfeinerung gereichte, verursachen. Die ersten Verbesserer der Römischen Sprache waren Livius Andronicus, Nävius, Ennius, Cäcilius Statius, Pacuvius und L. Accius; keiner von ihnen zu Rom, alle in verschiedenen Provinzen Italiens gebohren und gebildet, und nicht weniger zu Rom als in ihren Provinzen verstanden. Denn damals sprachen so gar die Bruttier, im äussersten Calabrien, eine Sprache, die von der Römischen nicht wesentlich unterschieden war *).

Ich sehe also nicht, wie aus dem Zusammenfluß der vielen Italiänischen Völkerschaften zu Rom eine ganz verschiedne Sprache unter den Römern entstehen konnte; es müßte denn seyn, daß diese Verschiedenheit von Seiten der Gelehrten verursacht worden wäre. Allein die Gelehrten können zwar durch ihre Schriften eine Sprache verschönern, aber nicht gänzlich umbilden. Ihre Schriften würden unter die Hieroglyphen und Räthsel gezählt werden, wenn sie nicht in der Sprache des Volks geschrieben wären. Eine Sprache der Ge-

*) Tit. Livius Lib. 31. c. 7.

Gelehrten zu Rom, die von jener des Volks unterschieden wäre, daß es dieselbe wie eine fremde Sprache hätte lernen müssen, läßt sich gar nicht denken. Sie soll die Sprache des Senats, der Comitien, des Forums, der Richterstühle, der Gesetze, der Befehlshaber der Kriegsheere, der Religion und aller rechtsbeständigen Bündnisse und Verträge gewesen seyn, ohne daß sie das Volk verstanden habe. Nichts absurderes läßt sich denken. Die Nothwendigkeit der lateinischen Sprache war so dringend und einem Römischen Unterthanen so wesentlich, daß ganze Nationen ihre Muttersprachen mit derselben verwechselten.

Jedoch lernten die Römer die lateinische Sprache von Grammatikern und Rethoren. Freylich: aber nur die Zierlichkeit derselben, wie wir die teutsche Sprache lernen, nur in Absicht auf die gerichtliche Beredsamkeit, die zum Wesen eines Römischen Bürgers gehörte.

Wir wissen, daß die lateinische Sprache im obern Theil Italiens und in Gallien die Gallische, und in Brittannien die Brittische verdrengt hat; wie viel mehr würde sie eine

ganz verschiedene Sprache aus ihrem ursprünglichen Reste selbst vertrieben haben, wofern sie sich je aus waserley Ursache daselbst entsponnen hätte?

Der berühmte Marquis Maffei *) war der Meynung: die Italiänische Sprache sey durch nichts anders entstanden, als durch eine viele Jahrhunderte fortgesetzte Abweichung der Italiener von der grammatischen Richtigkeit der lateinischen Sprache. Dabey leugnet er, daß der Einfall barbarischer Nationen etwas dazu beygetragen habe; denn diese müßten sonst eine von der Italiänischen ganz unterschiedne Sprache verursacht haben.

Also hält Maffei die Italiänische nur für eine von ihren Regeln abgewichene lateinische Sprache, und irrt sich allerdings; denn es braucht nur eine mittelmäßige Einsicht in beyde Sprachen, um zu bemerken, daß die Italiänische nicht nur durch die Abweichung von den Regeln der Lateinischen, sondern auch durch die Vermischung mit fremden Wörtern und Redensarten entstanden ist.

Die-

*) Verona illustrata P. I. Lib. 10.

Dieses ist die allgemeine Meynung der Gelehrten. Ich finde sie vom gelehrten Walch ziemlich deutlich ins Licht gesetzt. Ich will jedoch nicht unterlassen, auch meine Gedanken davon zu sagen.

So lange die Beredsamkeit ein nothwendiges Bedürfnis eines Römischen Bürgers war, mußte die Römer ein allgemeines Bestreben nach einer reinen und zierlichen Sprache beleben. Da aber der Verlust der bürgerlichen Freyheit den Untergang der Beredsamkeit nach sich zog, wurde die Zierlichkeit der lateinischen Sprache zu einer sehr gleichgültigen Sache. Man vernachläßigte die guten Schriften der Vorfahren, und man überließ die Gelehrsamkeit gewinnsichtigen Fremden. Diese dünkten sich gelehrter und witziger zu seyn, als Cicero, Virgil und Horaz, und gaben sich alle Mühe, derselben Styl und Sprache verächtlich zu machen.

Unter diesen waren die Griechen die ärgsten. Es mochte nun wegen ihrer größern Biegsamkeit, oder weil sie würklich gelehrter als die Römer waren, oder aus Begierde nach fremden Dingen geschehn: so fanden

sie eine sehr günstige Aufnahme bey den meisten Kaisern und in den Häusern der Großen zu Rom. Daher wimmelte es daselbst von Griechischen Rhetorn, Philosophen und Sophisten, und die Griechische wurde die Sprache der Großen und aller derer, die sich angelegen seyn ließen, als Leute von gutem Geschmack angesehn zu werden. Es war eine Schande, nicht Griechisch zu wissen; und mancher Römer, der wenig oder nichts davon verstand, hörte die Sophisten mit rauschendem Zeichen des Beyfalls deklamiren. Das vornehmste Bestreben dieser Schwätzer war auf die Herabsetzung der lateinischen Sprache und Gelehrsamkeit ihren Ruhm zu erhöhn. Wer da weiß wie schädlich der teutschen Sprache die Verachtung war, mit welcher sie im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts von den Franzosen und Französisch gesinnten Teutschen gebrandmarkt wurde, der wird den Schaden, den die lateinische Sprache durch die Verachtung der Griechen und ihrer Anhänger erlitten hat, leicht ermessen können. Sie hatte so viel Wirkung, daß die Römer die Schriften ihrer Vorfahren ausser Acht setzten, von dem wahren Geist

ihrer

ihrer Sprache abwichen, und unfähig wurden, die ächten Wörter und Redensarten von den eingeschobnen und unächten zu unterscheiden.

Da auf solche Weise die lateinische Sprache dem Pöbel gleichsam preis gegeben war, so mußte sie nicht nur hierdurch, sondern auch durch die ungeheure Menge fremder Völker, die Rom und die Provinzen Italiens überschwemmten, viele Fehler annehmen. Dieser Zufluß bestand nun nicht mehr aus Völkern, denen im Grunde einerley Sprache gemein war: sondern aus Galliern, Britten, Teutschen, Böhmen, Illyriern, Pannoniern, Daciern und andern überwundnen Nationen ganz verschiedner Sprachen, welche so sehr sie sich auch bemühen konnten, Lateinisch zu sprechen, zu zahlreich und zu gedrängt waren, als daß sie nicht eine beträchtliche Verschlimmerung in der lateinischen Sprache hätten verursachen sollen.

Aber dieses Uebel nahm ungleich mehr zu, da seit des Kaisers Probus Regierung die Italiänische Provinzen mit fremden Hülfstruppen besezt waren. Unter diesen mögen

wohl

wohl die Herulen und Gothen (die sich seit der Regierung des Kaisers Valens in Italien so häufig angezettelt hatten, daß der Umsturz des Röm. Reichs mehr ihnen, als dem endlich hinzugekommenen Ueberrest ihrer Nation zuzuschreiben ist) den größten Schaden angerichtet haben.

Die Herulen und Gothen waren die ersten unter den fremden Völkern, welche als Herrn in Italien auftraten, die Landesgüter mit den alten Einwohnern theilten, nach ihren eignen Gesetzen oder vielmehr Gewohnheiten und Religion lebten, und nur in so fern sich auf die Sprache des Landes beflissen, als sie der Umgang mit den alten Einwohnern dazu nöthigte. Mit diesen vermischt lernten sie die Sprache des Landes, und dünkten sich schön zu sprechen, wenn sie die Redensarten ihrer Muttersprache mit gebrochenen und verstümmelten lateinischen Wörtern ausdrückten, oder wohl gar ihren eignen Wörtern lateinische Endungen gaben. Die Italiäner, welche selbst schon damals von der Richtigkeit ihrer Sprache abgewichen waren und sich um die Reinigkeit derselben wenig oder gar nicht

bekümmerten

bekümmerten, wurden der fremden Ausdrücke und Wörter gewohnt, nahmen sie wie eine geltende Münze im Handel und Wandel an, und verkannten endlich das fremde Gepräge.

Hieraus entstand am Ende des fünften Jahrhunderts eine Sprache, welche von den Gelehrten *Lingua Romana Rustica* genannt wird, worinn zwar noch die lateinischen Stammwörter beybehalten, aber meistens verstümmelt wurden. Dies Zeitalter kann man als die erste Epoche der Italiänischen Sprache annehmen.

In den verderblichen Kriegen zwischen den Griechen und Gothen, und zwischen jenen und den Longobarden giengen sogar die Hülfsmittel, die Sprache wieder herzustellen, zu Grunde. Die Schulen wurden öde, die Lehrer verlohren ihren Unterhalt, die meisten Bibliotheken giengen im Rauch auf, und es entstand ein allgemeiner Mangel an Büchern. Sogar die Menschen, die schreiben und lesen konnten, wurden rar. Daher mußte die Sprache des Volks unter den Longobarden noch vielmehr vom ächten Latein abweichen, als es unter den Gothen geschah.

Jedoch ist erweißlich, daß das gemeine Volk in Italien wenigstens bis ins neunte Jahrhundert die ächte lateinische Sprache verstanden habe. Dieses erhellet aus den lateinischen Predigten zum Volke, die von diesem Zeitraum noch vorhanden sind, aus den lateinischen Gesetzen der Longobardischen und Fränkischen Könige, aus dem Kirchendienst und der christlichen Lehre, die in lateinischer Sprache geschahen.

Eben dieses war die Ursache, warum unter den Longobarden die vielen Veränderungen in der Sprache des Volks noch immer mit den Regeln der Lateinischen analogisch blieben, bis endlich bey der Vermischung mit der Fränkischen die Endung der Wörter und die übrigen Abänderungen ganz fremde wurden. Man halte die Art zu dekliniren und zu conjugiren der Franzosen und Italiäner, und die Stammwörter beyder Sprachen gegeneinander: so wird man finden, daß die Italiänische sich meistens nach jener gebildet hat.

Diese Hauptveränderung, welche durch die Franken geschehn ist, kann man als die

zwoote

zwote Epoche der Italiänischen Sprache annehmen.

Das Volk und selbst die Geistlichen fiengen nun an, kein Latein mehr zu verstehen; und K. Lotharius mochte so viele lateinische Schulen anordnen als er wollte, so war er nicht im Stande, dieser Sprache wieder aufzuhelfen. Die Sprache des Volks hatte sich nun schon zu weit von der Lateinischen entfernt. Die in Latein vorgetragene Grundsätze der Religion und Gesetze waren dem Volk unverständlich; und es scheint, als sey das zügellose Leben der Geistlichen und Weltlichen im 10ten Jahrhundert eine Folge davon gewesen. Der Handel der Städte Pisa, Genua, Venedig und Amalfi mit andern Städten Italiens, machte die besondern Mundarten derselben unter ihnen verständlich, und bereitete sich eine allgemeine Sprache des Gewerbes.

Zu der Bildung dieser Sprache trugen die bürgerlichen Kriege der Städte, die nach dem Tode Königs Karls des Dicken in Italien entstanden, das meiste bey. Das Joch der fremden Kaiser abzuschütteln, hiengen sie bald

die-

dieser, bald jener Parthey an, je nachdem es ihrem Endzwecke gemäß war. Durch die gemeinschaftlichen Feldzüge und Verbindungen bald dieser, bald jener Städte, und durch die Eroberungen der mächtigern Völkerschaften, wurden die besondern Dialekte der Städte zu einer allgemeinen Sprache gebracht. Es bemerkte nemlich unter den Kriegsheeren ein jeder einzelne Mann, aus Noth gezwungen, die Wörter und Redensarten, die er mit den andern gemein hatte, verließ seine Provinzialausdrücke, die den andern, mit denen ers zu thun hatte, unverständlich waren, und gewöhnte sich nur an solche, wodurch er andern seine Gedanken bekannt machen konnte. In solcher Sprache wurden die Kriegsheere von Ungelehrten angeführt, Bündnisse und Verträge zwischen Bürgern und Bürgern, Städten und Städten geschlossen, und die Grundgesetze der neuern Republicken wurden in dieser Sprache von ungelehrten Bürgern gestiftet.

So bildete sich im zehnten und eilften Jahrhundert aus den Mundarten der Völker eine allgemeine vom Latein unterschiedne

Sprache, die zwar schon allen Reichthum der itzigen Italiänischen enthielt, aber in allen ihren Bestandtheilen noch so roh war, daß es kein Gelehrter wagte, sich derselben in seinen Schriften zu bedienen. Die Chronicken, Geschichte, und andere gelehrten Werke dieser Zeiten sind noch immer in Lateinischer Sprache geschrieben, und man folgte noch immer dem alten Gebrauche, die wichtigsten öffentlichen Urkunden in derselben aufzusetzen: nicht weil in der gemeinen Sprache gar nichts schriftlich verfaßt wurde; sondern weil es so hergebracht war, rechtsbeständige Verträge und Urkunden durch Notarios und Rechtsgelehrten, deren nun überall eine große Menge war, Lateinisch aufsetzen zu lassen. Uebrigens bediente man sich der gemeinen Sprache in Lagerbüchern, in mündlichen und Privatverträgen, im Handel und Wandel.

Aber die vollkommene Ausbildung dieser letztern war den Gelehrten, besonders den Dichtern, vorbehalten. Gleichwie diese sich in allen Sprachen zuerst hervorgethan haben, so geschah es auch in der Italiänischen. Es ist aber schwer zu bestimmen, in welcher Zeit

die ersten Versuche gemacht worden sind. Insgemein hält man davor, dies sey nicht vor der zwoten Hälfte des 12ten Jahrhunderts geschehen. Man gründet sich auf folgende Stelle des Dante *): E non è multo numero d'anni passati, che apparirono questi poeti volgari . . . e se volemo guardare in lingua d'*oco* (in lingua provenzale) e in lingua di *si* (lingua volgare) *noi non troviamo cose dette anzi il presente tempo centocinquant' anni.* Weil er dieses im Jahr 1295. schrieb, so ist seine Meynung, vor dem Jahr 1145. sey weder in der Provenzalischen noch Italiänischen Sprache einiges Gedichte geschrieben worden. Allein, was die Provenzal-Reime betrift, so begehet Dante hier einen offenbaren Fehler; denn es ist gewiß, daß Wilhelm IX. Graf zu Poitiers, schon im eilften Jahrhundert in Provenzal-Reimen gedichtet habe. Und gleichwie ihm diese ältern Reime unbekannt waren, so konnten auch ältere Italiänische Reime vorhanden oder verlohren gegangen seyn, von denen er nichts wußte. Dazu leugnet er

*) Opere di Dante Tom. 4. Pr. p. 35. Edit. Venet. §. 17.

**) Alteserra Rer. Aquit. Lib. 3. c. 14.

er nicht schlechterdings, daß vor der gemeldten Zeit Reime geschrieben worden seyen, sondern sagt nur, daß sich keine älteren finden.

Indessen stimmen doch Dante *) und Petrarca **) darinn zusammen, die Sicilianischen Dichter, (worunter auch die vom festen Lande der Insel gegenüber begriffen sind) haben den Anfang gemacht in ihrer gemeinen Sprache zu reimen, und durch ihr Beyspiel die übrigen Italiäner gereitzt, das nemliche in ihren Dialekten zu thun. Wenn dem so ist, so kann dieses gar wohl, wie die Verfasser der gelehrten Geschichte Frankreichs davor halten ***), schon im eilften Jahrhundert, da die Normannen diesen Geschmack aus Frankreich dahin brachten, geschehen seyn. Wenigstens ist gewiß, daß da im zwölften Jahrhundert Friedrich II. als ein Knabe nach Palermo kam, es daselbst Dichter gab, die diesem wißbegierigen Fürsten den Geschmack, in der gemeinen Sprache zu räumen, beybrachten. Dante erzählt, †) Fried-

 rich

*) De vulgari Eloq. c. 12.

**) Praef. ad Epist. famil. Trionfo d'amore c. 4.

***) Hist. Litter. de la France Tom. II. p. 44.

†) Loc. cit. Lib. I. c. 18.

rich und sein Nachfolger Manfredi haben durch ihre Freygebigkeit die Gelehrten von allen Enden Italiens an ihren Hof gezogen; und von den Schriften dieser Gelehrten seyen alle andre gelehrte Werke, und so gar die gemeine Sprache Italiens, bis zu seiner Zeit, die Sicilianische genannt worden — aus Sicilien habe sich die Gewohnheit, in der gemeinen Sprache zu reimen, nach Apulien, nach Toskana, in die Mark Ancona, nach Romagna, in die Lombardie, und die Mark Treviso verbreitet *).

Es gieng langsam zu, bis die Italiänische Sprache in allen Theilen Italiens ihre vollkommene Bildung erhielt. Noch in der Mitte des 13ten Jahrhunderts drückte sich ein Mailändischer Dichter in folgenden rohen Versen aus:

Como Deo a facto lo monda,
E como de terre fo lo homo formo,
Cum el descendè de cel in terra
In la vergene regal polzella,
Et cum el sostene passion
Per nostra grande salvation,

Et

*) Ibid. c. 10.

Et cum verà el di del ira
La o ferà la grande roina,
Al peccator darà gramezza
Lo justo avrà grande alegrezza,
Ben e raxon ke l'homo intenda
De que traita sta legenda *).

Es war weder damals, noch am Ende des 13ten Jahrhunderts, da Dante schrieb, entschieden, welcher Dialekt der gemeinen Sprache (die sich jedoch schon in allen Dialekten nach gewissen allgemeinen Regeln richtete) der beste wäre. Dante selbst hielt die Mundart der Toskaner nicht für die beste, und bediente sich vieler Lombardischen, Neapolitanischen und Venetianischen Wörter und Ausdrücke in seinen Schriften. Rustigielo von Pisa schrieb im Jahr 1299. die ihm diktierten Reisen des Marco Polo nicht in seinem, sondern im Venetianischen Dialekt, der schon damals zu einem ziemlichen Wohlklang gelanget war, wie aus folgendem erhellet:

Qui comenza il prologo del libro chiamado De la istinzione del mondo.

*) *Argelati* Bibl. Script. Mediol. vol. I. P. 2. p. 120.

Vui signori Imperatori, Duchi, Marchesi, Chonti, e Kavalieri, e tuta zente, quale volete intender e chonosser; le diverse generazione de li homeni e del mondo, lezete questo libro, in lo qual troverete de' grandissimi miracholi e diversità dell' Armenia mazore, de Persia, e de Tartaria, e de molte altre provinzie secondo chomo nara, etc. Hätten die Venetianer damals viele andere dergleichen Schriftsteller gehabt, so würde vielleicht ihr Dialekt die Oberhand in Italien gewonnen haben. Allein Brunetto Latini, Ricco da Varlungo, Dino Fiorentino, Salvino Doni, Ugo da Siena, Guido Novello, Farinata Degli Uberti, Lambertuccio Frescobaldi, Pannuccio dal Bagno, Guitton d'Arezzo, und andere Toscaner, die in der nemlichen zwoten Hälfte des 13ten Jahrhunderts lebten, zogen durch ihre anmuthsvolle Schriften die Wagschale auf die Seite der Toskanischen Mundart, und übertrafen alles, was man bisher in der gemeinen Sprache geschrieben hatte. Man halte die Sonetten des Guittone d'Arezzo, die Gedichte des Ugolino Ubaldini und andere, die in der Antologia Poetica Italiana angeführt worden, gegen die obigen

gen Beyspiele des Venetianischen und Meyländischen Dialekts: so wird es nicht wunderbar vorkommen, daß der Toskanische vor ihnen die Oberhand gewann. Dante selbst hat sich in seinen kleinern Gedichten und prosaischen Schriften durchaus Toskanisch ausgedrückt, und scheint die vorige Geringschätzung seiner Muttersprache bereut zu haben.

Brunetto Latini und Guittone d'Arezzo hatten vor allen andern das Verdienst, der Italiänischen Sprache die grammatische Richtigkeit gegeben zu haben. — Und dem Dante Alighieri hatte sie ihre Stärke und Präcision des Ausdrucks zu verdanken. Es fehlte ihr nur noch an dem hohen Grade der Anmuth und Harmonie, wodurch sich diese Sprache nachher vor allen andern ausgezeichnet hat. Diese erhielt sie von Cino dem Pistojeser, seinem Schüler Franz Petrarca, und von Johann Boccaccio. Diese brachten die Toscanische Mundart zu einer so reizenden Vollkommenheit, daß von der Zeit an alle guten Schriftsteller der übrigen Provinzen kein Bedenken tragen, dieselbe ihrer eigenen vorzuziehen, und wenn sie auch es leugnen, dennoch ein,

gestehen müssen, daß ihre Dialekte, die sie für besser halten, sich nach den Schriften der Toskaner gebildet haben. Also ist die zwoote Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts, und die erste des vierzehnten der glückliche Zeitraum, worin die Italiänische Sprache zu ihrer ganzen Vollkommenheit gelangt ist.

Dreyzehnter Brief.

Ueber des Herrn Abt von Sade Memoires pour la Vie de Petrarque.

Ob der Herr Abt von Sade Recht habe, wenn er in der an die Italiener gerichteten Vorrede seiner Memoires pour la Vie de Petrarque alle die Italiänischen Schriftsteller, die bis auf ihn das Leben des Petrarca geschrieben haben, als unwissende und nachlässige Biographen abschildert, mit spöttischer Verwunderung über seine Entdeckungen sich zum Lehrer der Italiänischen Nation aufwirft, und dieselbe auffodert, ihn eines Fehlers zu überzeugen *), dieses wollen Sie von mir wissen? — Ich mache mir ein Vergnü-

*) pag. LXXV.

gnügen daraus, was ich davon halte und weiß, ihnen zu entdecken.

Darinn hat er nicht unrecht, daß er die Lebensbeschreibungen des Petrarca, die uns verschiedene Schriftsteller des 14ten und 15ten Jahrhunderts, als da sind Domenico d'Arezzo, Coluccio Salutato, Paolo Vergerio der ältere, Secco von Polenta, Filippo Villani, Leonardo Aretino, und Giannozzo Mannetti hinterlassen haben, für mangelhaft und mager hält. Dieß hätte ihn aber nicht verleiten sollen, einige Verachtung auf die gedachten Schriftsteller oder auf ihre Nation zu werfen. Denn man kannte damals keine andere Art, die Lebensgeschichte berühmter Männer aufzuzeichnen. Von Lebensbeschreibungen einzelner Männer, die wie jene des Hrn. Abts von Sade aus drey Quartbänden beständen, und worinn alle merkwürdige Begebenheiten der berühmtesten Zeitgenossen, die Geschichte aller vorkommenden Städte, und andere zweckwidrige Dinge mit eingeflochten wären, wußte man gar nichts. Man verließ sich damals auf mündliche Ueberlieferungen. Urkunden waren in wenigen Händen, und wer sie ha-

ben konnte, der machte keinen kritischen Gebrauch davon. Der Hr. Abt zeige uns einen Französischen Biographen des nemlichen Zeitalters, der irgend eines berühmten Mannes Leben regelmäßig beschrieben habe, so wollen wir ihm einen großen Theil seines Nationalstolzes verzeihen.

In des Giannozzo Mannetti Lebensbeschreibung tadelt er dieses insbesondere, daß daselbst die zwote Reise des Petrarca nach Neapel vier Jahr nach der ersten gesetzt wird, und giebt vor, Mannetti habe sich um zwey Jahr betrogen, weil nach seiner Rechnung die erste im Jahr 1341, die zwote aber 1343 geschehen ist. Er hätte aber wissen sollen, daß des Mannetti Erzählung sich auf das Geständniß des Petrarca selbst gründet. Non ea Neapolis, sagt er in einem seiner Briefe *), quam *quartus voluitur annus*, Ausonias inter florentem vidimus vrbes?

Gleichwie er hier einer unverzeihlichen Nachläßigkeit zu beschuldigen ist, so hat ihn auch die Ruhmsucht zur Unwahrheit verleitet, da er Seite XV. vorgiebt, er habe Philipps Vil-

*) Carm. Lib. 2. Epist. 16.

Villani lateinische Urschrift vom Leben des Petrarca zuerst ans Licht gestellt. Schon fünf Jahr, ehe seine Memoires an das Tageslicht kamen, hatte der Florentinische Abt Mehus die gesagte Lebensbeschreibung zum Druck befördert; und man kann nicht wohl vermuthen, daß ihm das Werk *), welchem sie einverleibt ist, unbekannt war; denn oft beziehet er sich auf dasselbe, und scheint es in Händen gehabt zu haben.

Verschiedene andere Lebensbeschreiber, die nicht lang nach den obengemeldeten gelebt haben, als da sind Bernardo Ilicino, Antonio da Tempo, Silvano di Venafra, Girolamo Squarciasico, nennt er Pedanten, von denen die Italiäner selbst vor ihm nichts gewußt haben sollen. Es hat mir viel Mühe gekostet, sagt er **), Nachrichten von ihnen einzuholen, damit ich sie einigermassen bekannt machen könnte. Euere Journalisten und Bücherschreiber kennen diese Pedanten entweder nicht, oder gedenken ihrer nur mit einem Worte. Indessen ist nichts

*) Tom. I. p. 195.

**) p. XX.

nichts gewissers, als daß Crescimbeni und Quadrio alles, was von diesen Biographen zu sagen der Mühe werth ist, bekannt gemacht haben.

Die Biographien des Vellutello, Gesualdo, und des Lodovico Beccadelli, Erzbischofs zu Ragusa, hält der Herr Abt zwar für besser als alle die vorigen; jedoch sind sie ihm noch viel zu mangelhaft *). Dem leztern legt er das Lob bey, die Biographen des 16ten Jahrhunderts übertroffen zu haben: hat aber dieses an ihm auszusetzen, daß er oft wider die Zeitrechnung fehlt, daß er viele Begebenheiten ausläßt, die mit dem Leben des Petrarca verbunden sind, daß er von desselben Sorgfalt, die Werke der Alten zu sammlen, kein Wort sagt, ꝛc. ob gleich der Fehler in diesem Werke so wenig sind, daß man ihm überhaupt die historische Wahrheit und Genauigkeit nicht absprechen kann; obgleich nichts darinn ausgelassen ist, was eigentlich zur Geschichte und Schilderung des Petrarca gehöret. Sie hat noch neben dem das Verdienst, daß sie durchaus auf die Schriften des Petrar-

*) p. XL.

Petrarca, die fast bey jedem Schritt citiert werden, gegründet ist; daß sie viele Fehler der ältern Biographen verbessert, und die Unächtheit der Briefe, die unter des Sennuccio del Bene, des Cino von Pistoja, und anderer Namen bekannt waren, entdeckt hat. Kurz, sie ist so beschaffen, daß sie mit wenigen Veränderungen und Zusätzen die Biographie des Herrn Abts von Sade weit übetreffen würde. Hätte er sie zum Grunde seines Werks gelegt, und nur hier und da die Lücken ausgefüllt, und die wenigen Fehler verbessert: so würde er seinen unerträglichen Ausschweifungen Grenzen gesetzt, und eine der vollkommensten Biographien geliefert haben. Uebrigens weiß ich nicht, wie er so blindlings habe niederschreiben können, Beccadelli habe von der Sorgfalt des Petrarca, die Schriften der Alten zu sammlen, kein Wort gesagt, da doch dieser ausdrücklich von ihm schreibt *): Egli fù diligentissimo in cercar l'opre degli autori antichi, e n'ebbe alcune, che oggidi sono smarrite, come furono trall'altre i libri de gloria di Cicerone.

Das

*) pag. 51. edizione di Padova 1732.

Das ungünstige Urtheil des Herrn Abts über die Lebensbeschreibungen des Petrarca, welche Muratori im Jahr 1711. Ludwig Bandini 1748. ihren Ausgaben der Werke des Petrarca vorgesetzt haben, ist nicht ungegründet. Er mußte sich aber nicht einbilden, daß das Fehlerhafte dieser Biographen den Italiänern unbekannt sey. Was jene des Bandini insbesondere betrift, stellt er sich an, als wüßte er nicht, daß die darinn vorkommenden Fehler in den Florentinischen gelehrten Zeitungen gerüget worden sind *). Er will nemlich auch hier eine feinere Nase, als die Florentiner, und auch diese Fehler zuerst entdeckt haben. Er tadelt den Bandini mit Recht, daß er die durch den Senat der Florentiner im Jahr 1351. geschehene Zurückstellung der väterlichen Güter des Petrarca ins Jahr 1364. setzt; er eignet sich aber zu viel zu, wenn er sich für den ersten ausgiebt, der eine umständliche Beschreibung hiervon gegeben hat, denn der Herr Abt Mehus hat einige Jahre vor ihm die Urschrift des Florentinischen Senats, worinn derselbe, vermittelst des Boccaccio, dem Petrarca seine väterliche Erb-

*) 1748. pag. 593. 609.

Erbschaft zurück stellt, und die Bewegungsgründe und den Endzweck umständlich erkärt, bekannt gemacht *). So würde man ohne Zweifel in der ungeheuren Menge von Kommentaren über den Petrarca und andern Italiänischen Schriftstellern alles dasjenige, was der Herr Abt von Sade zuerst entdeckt zu haben vorgiebt, und noch mehr finden, wenn man sich die Mühe geben wolte, sie alle durchzublättern. Das einzige, was wir ihm allein zu verdanken haben, ist die langgewünschte Gewißheit der Abkunft und des Standes der berühmten Laura, welche er in ein so helles Licht gesetzt hat, daß nichts Wesentliches mehr davon unbekannt geblieben ist. Hiervon konnte er freylich die Italiäner belehren; denn er hatte alle dahin gehörigen Urkunden in Händen. Was aber die Lebensgeschichte des Petrarca selbst betrift, so sehe ich nicht ein, wie er sich über alle ältere und neuere Gelehrten Italiens so stolz erheben, und sich zu ihrem Lehrer aufwerfen könne, da er sagt **): Wenn meine Muthmaßungen wahr sind, so folget, daß die witzigste Nation in Europa die Le-

*) Vita Ambrof. Camald. p. 243.

**) Prefaz. p. LXXV.

Lebensumstände eines Mannes, dem sie mehr als jedem andern zu verdanken hat, nicht gewußt hat — daß ein jenseits der Alpen gebohrner und ganz mittelmäßiger Kopf ihr dasjenige hat lehren müssen, was sie viel besser als er wissen mußte. — Habe ich nicht recht, zu sagen, was Cicero sagte, da er das Grab des Archimedes entdeckt hatte? Einer der gelehrtesten Städte der Griechen würde das Grab ihres berühmtesten Bürgers unbekannt geblieben seyn, wenn es ein Arpiner nicht entdeckt hätte.

Dieses kann er sich um so weniger anmassen, weil er selbst gestehet, sich Italiänischer Bücher bedient zu haben, und mit solchen Fehlern seine Memoires verunstaltet hat, die man von einem Manne, der andere belehren will, gar nicht vermuthen darf. Ich will nur jene davon anmerken, die der Herr Abt Tiraboschi in der Vorrede seiner gelehrten Geschichte Italiens des 14ten Jahrhunderts gerüget hat. — Auf der XXX. Seite seiner Vorrede an die Italiäner erzählt der Herr Abt von Sade etwas ganz neues, und bisher unbekanntes: am Ende des 15ten Jahrhun-

hunderts haben die Italiänische Damen, besonders aber Beatrix von Este, die Gemalin des Mailändischen Herzogs Ludwigs Sforza, an der Einführung des guten Geschmacks in Italien großen Antheil gehabt. Woher beweiset er dieses? Kein gleichzeitiger Schriftsteller thut Meldung davon, ob sie gleich alle darinn zusammen stimmen, daß der gesagte Herzog die Gelehrsamkeit beförderte. Weil die Fürstin Beatrix aus dem Hause Este war, dessen rühmliche Eigenschaft jederzeit gewesen ist, Künste und Wissenschaften zu begünstigen; so war dieses unserm Französischen Geschichtschreiber ein hinreichender Grund, zu beweisen, daß die Italiener des 15ten Jahrhunders der Prinzeßin Beatrix, folglich auch dem ganzen schönen Geschlechte, den guten Geschmack zu verdanken hatten. Eben so entscheidend spricht er, ohne es zu beweisen, von der Abkunft der Gräfin Mathildis aus dem Hause Este *); ob dieses gleich nicht hinreichend bewiesen werden kann **).

Johann

*) p. 5. Tom. I.

**) Murat. Antichit. Estensi T. I. c. 3.

Johann Villani ist nach seinem Geständniß *) ein wahrhafter und aufrichtiger Geschichtschreiber; aber nicht lang hernach **) nennt er ihn einen Guelphen, dessen Zeugniß verdächtig ist. — Corso Donati soll aus dem Geschlecht der Cancellieri von Pistoja seyn ***), obgleich nichts gewissers ist, als daß das Geschlecht der Donati ursprünglich Florentinisch ist, und mit den Cancellieri in keiner Blutsverwandschaft stehet †). Petrarca soll sich als ein Kind mit seinen Eltern zu Livorno eingeschift haben, nach Avignon zu reisen ††), da doch erst im 16ten Jahrhundert Livorno anfieng, ein bekannter Seehafen zu seyn. — Da er erzählt, Petrarca habe zu Montpellier die Rechtswissenschaft gelernt, setzt er hinzu †††), im 11ten Jahrhundert habe man in Apulien den Justinianischen Codex entdeckt. Man darf aber nur mittelmäßig in der Geschichte der Rechtsgelehrsamkeit erfahren seyn, um zu wissen, daß 1) nicht der gesagte Codex, sondern die

*) ib. p. 8.

**) ib. p. 15. Not. a.

***) ib. p. 11. Not. b.

†) Giovanni Villani Lib. 8. c. 73.

††) ibid. p. 20.

†††) ibid. p. 37. Not. D.

die Pandekten zu Amalfi gefunden worden sind; 2) daß auch dieses nicht ausgemacht ist, und 3) wenns auch gewiß wäre, nicht im 11ten, sondern im 12ten Jahrhundert geschehen ist. Sowohl dieses, als was er Seite 80 und 81. von dem Ursprung der Italienischen Dichtkunst sagt, beweiset handgreiflich, daß er in der Geschichte der Italienischen Litteratur nicht sehr bewandert ist. Da die Provenzalische Dichtkunst, sagt er, im 12ten Jahrhundert zu ihrer größten Vollkommenheit gelangt war, fiengen Ciullo d'Alcamo, Jakob da Lentino und Guido da Colonna in Sicilien erst an, rohe Italienische Verse zu singen; und die ersten schönen Verse hörte man daselbst nicht vor den Zeiten Friedrichs II. gegen das Jahr 1220. Also meint er, die gesagten Dichter haben längst vor Friedrich II. gelebt; da doch die zween ersten die Zeiten des gesagten Kaisers, der dritte aber das Ende des 13ten Jahrhunderts erreicht haben. Wer sollte aber wohl vermuthen, daß er den Dichter Horaz zu einem Umbrier machen würde? Dieses thut er, da er Tom. 3. p. 45. unter dem Umbrischen Dichter (Propertius) den Horaz verstehet. Eben so ungeübt zeigt er sich in der Geographie Italiens,

liens, da er erzählt, es sey dem Petrarca schwer gefallen, auf Verlangen des Johannes Visconti mitten im Winter über das Gebürge nach Venedig zu reisen. Diesen Lebensumstand des Petrarca kann freilich kein Italienischer Biograph angemerkt haben, weil zwischen Venedig und Meiland kein Gebürge ist, welches die Reise des Petrarca schwer machen konnte.

Petrarca erzählt in einem Brief an den Kardinal von Cabassole, er habe vor 34 Jahren mit einem Manne fortunae majoris quam prudentiae eine Reise nach der Grotte der Maria Magdalena bey Marsilien gethan *). Bisher hat noch niemand gewußt, wer der Reisegefehrte des Petrarca war. Der Herr Abt von Sade ist der erste, der desselben Namen und Stand in den Worten reicher als klug entdeckt hat. Es war Hubert Herr von Dauphiné **). Also heißt bey ihm ein Mann fortunae maioris quam prudentiae ein Fürst. Wahrhaftig eine schöne Entdeckung, für welche ihm die Italiäner vielen Dank schuldig sind. Eben so ungegründet ist das Jahr

*) Senil. lib. 14. epist. 15.

**) Tom. 2. p. 374.

Jahr 1338. worinn diese Reise geschehen seyn soll, weil nicht bewiesen werden kann, daß der gesagte Brief im Jahr 1372. geschrieben worden sey.

Der Herr Abt ist sonderbar geschickt, aus dem geringsten Fingerzeig, den Petrarca in seinen Schriften auf etwas geben kann, eine ganze Geschichte zu errathen. Aus einem Sonetto, worinn er nichts anders sagen will, als Laura sey ehedem viel schöner gewesen, erräth er folgende Begebenheit *): Im Jahr 1342. sey eine vornehme Person nach Avignon gekommen, zu sehen, ob die von Petrarca so sehr besungene Laura des vielen Rühmens werth wäre. Sie habe aber das Gegentheil gefunden.

Viele andere Fehler widerlegt der Herr Abt Tiraboschi gelegentlich in seiner gelehrten Geschichte Italiens, wovon ich nur noch folgende anmerken will: daß Petrarca als ein Kind, und vor dem Jahre 1350. sich einige Zeit zu Florenz aufgehalten habe; daß Convenevole, der in Frankreich sein Lehrer war, es zu Pisa gewesen sey; daß Petrarca

*) ibid. p. 61.

Quintilians Institutiones, die er auf seiner Reise nach Rom fand, auf seiner Zurückkehr entdeckt habe; daß Cino von Pistoja sein Lehrer zu Bononien gewesen sey; daß sein Vater nur deswegen die lange Reise von Avignon nach Bononien unternommen habe, um den Cicero und Virgil ihm aus den Händen zu reißen; daß Petrarca im Jahr 1344. eine Reise aus Italien nach Avignon gethan habe. So fehlt er auch in der Bestimmung der Sterbejahre der Aeltern des Petrarca, in der Beschreibung der Würde und der Vorzüge des Archidiaconats zu Parma, welches Petrarca besaß, und in verschiedenen andern Dingen, die ich übergehen will, um ihnen die Ursach zu sagen, warum der Verfasser in so viele Fehler verfallen ist.

Aus der Art der Fehler, die ich aufgezeichnet habe, haben Sie wohl schon selbst bemerkt, daß der Kitzel, neue und von andern nie bemerkte Lebensumstände des Petrarca zu entdecken, ihn dazu verführet habe. Dieser konnte ihn um so viel mehr auf Irrwege bringen, weil er weder in der Italiänischen noch in der Lateinischen Sprache so sehr geübt

war,

war, daß er die nöthigen Urkunden und die Schriften des Petrarca kritisch untersuchen konnte. Ich beweise es durch folgende Beyspiele:

Petrarca erzählt von seinem verstorbenen Lehrer Convenevole, er habe 60 Jahr die Grammatik gelehret *). Diese Stelle verstehet der Abt von Sade ganz anders: Convenevole habe nemlich schon damals, als Petrarca in seiner Kindheit nach Carpentras kam, 60 Jahr Schule gehalten **). Zu beweisen, die Aeltern des Petrarca seyn nach ihrem Tod von Avignon nach Florenz überbracht und daselbst begraben worden, führt der Herr Abt aus dem berühmten Gesang des Petrarca an Italien folgende Verse an ***):

Non è questa la patria in ch' io mi fido,
Madre benigna e pia,
Che cuopre l'un e l'altro mio parente?

Hier meint der Herr Abt, Petrarca rede in seinem Namen; da er doch die angeführten

*) Senil. lib. 15. epist. 1.

**) Tom. 1. p. 30.

***) ibid. p. 54. not. 6.

ten Worte den Italiänern in den Mund legt, Sie zur Vertheidigung ihres Vaterlandes, wo ihre Voreltern begraben lägen, zu ermuntern. Wie schickten sich sonst folgende Verse darauf:

Questo per Dio la mente
Talor vi mova etc.

In einem Briefe an die Nachkommenschaft sagt Petrarca: Sexta quadam feria maioris hebdomadae sey ihm eingefallen, das Gedicht von Afrika zu schreiben. Diesen Brief citirt der Herr Abt von Sade, und verstehet unter feria sexta etc. den Sonnabend in der Charwoche *). Das Latein scheint überhaupt seine Sache nicht zu seyn. Da er aus dem Suetonius anführt, es habe wenig gefehlt, so hätte Kaligula die Schriften und Bilder des Virgils und des Livius aus allen Bibliotheken verwiesen, verstehet er unter den Worten parum abfuit, Kaligula habe sich alle Mühe gegeben, es zu thun. Und da Petrarca in einem Briefe an den Kardinal Bernhard, Bischof zu Rhodez, desselben Fertigkeit, Verse zu machen, rühmt, und sagt: Versus breuis hora trecentos, et septem

*) ibid. p. 403.

septem decies excudit; so übersetzt der Herr Abt die Worte trecentos et septem decies durch trois cents dix sept. In der berühmten Paduanischen Innschrift: T. Liuius Liuiae T. F. Quartae L. Halys etc. verstehet er unter dem L. anstatt *Libertus*, *Lucius*.

Wenn ich alle die Fehler der von ihm übersetzten Gesänge und Sonetten des Petrarca, womit er seine Memoires hat verschönern wollen, hier anmerken wollte, so würde ich nicht fertig werden: weiß auch nicht, ob ich ihnen einen Gefallen damit erweisen würde, weil sie die Italienische Sprache selbst so gut verstehen, daß sie das Fehlerhafte der Uebersetzung einsehen können. Ich kann jedoch nicht unterlassen, eins der schönsten Sonnetten des Petrarca, welches in der Uebersetzung des Herrn Abts zu einem magern Gerippe geworden ist, hier anzuführen.

Movesi 'l vecchiarel canuto e bianco
Dal dolce loco, ov' ha sua età fornita;
E dalla famigliuola sbigottita,
Che vede il caro padre venir manco.
Indi traendo poi l'antico fianco
Per l'estreme giornate di sua vita,

Quanto piu può col buon voler s'aita
Rotto dagli anni e dal cammino stanco.
E viene a Roma seguendo 'l desio
Per mirar la Sembianza di colui
Ch'ancor lassù nel ciel veder spera.
Cosi lasso talor vò cercando io
Donna, quant' è possibile in altrui.
La desiata vostra forma vera.

Die Uebersetzung.

Un vieillard plein d'impatience
Quitte sa femme en pleurs, ses amis, ses enfans;
Traine a Rome un vieux corps affaissé par les ans,
Pour contempler la ressemblance
De ce divin sauveur, que bientôt de plus prés
Il verrà dans le ciel sans ombre et sans nuage.
Pour moi, loin de ce beau visage,
Dont l'amour a gravè dans mon coeur tous les traits,
Laure, par tout je cherche vôtre image,
Et je ne la trouve jamais.

Der Herr Abt von Sade würde besser gethan haben, wenn er anstatt seiner geschmacklosen und unrichtigen Uebersetzungen, die nichts zur Sache thun würden, wenn sie auch auf das beste gelungen wären, uns von einigen wichtigen Schriften des Petrarca, deren er mit keinem Worte gedenkt, historische Nachrichten ertheilt hätte. Denn er sagt nichts von des Petrarca zweyen Gesprächen über die wahre Weisheit, nichts von dem Buch von der Verwaltung des gemeinen Wesens, nichts von seinen vier Büchern der Denkwürdigkeiten, nichts von seinen Lebensbeschreibungen berühmter Männer, welche Lombardo von Serico fortgesetzt hat, nichts von seiner Syrischen Reisebeschreibung, nichts von der Schutzschrift wider die Verläumdungen eines Franzosen, welcher seinen an Pabst Urban V. geschriebenen Brief, worin er ihn zur Rückkehr von Avignon nach Rom ermahnte, angefochten hatte, nichts von verschiedenen andern Schriften des Petrarca, die viel mehr, als eine Menge anderer weit her geholten Nachrichten, zum Endzweck seiner Memoires gehört hätten.

Von

Von des Petrarca vortreflichem Gesange Spirto gentil, che quelle membra reggi etc. den er auf eine sehr elende Art übersetzt hat, rühmt er sich den Unbekannten, an welchen er gerichtet ist, entdeckt zu haben, und beweiset mit guten Gründen, derselbe sey nicht der berühmte Cola di Rienzo, wie man insgemein glaubt, sondern Stephan Colonna *). Wie kann er sich aber für den Urheber dieser Meinung ausgeben, da er kurz vorher gesagt hatte, einige der Italienischen Kommentaren hielten ihn für Stephan Colonna? Unerträglich ist das spöttische und heuchlerische Geprale, das er hierüber führt, da er sagt: Wie? Ganz Italien, die witzigste Nation in Europa, die den Petrarca als einen Abgott verehrt, und sich schon seit dreyhundert Jahren beschäftiget, ihn zu erklären, soll den Innhalt des schönsten aller Gesänge, und den Namen des Helden, welchem er gewidmet ist, noch nicht wissen? Ich kanns nicht glauben. Ich kanns nicht begreifen. Jedoch will ich es beweisen. Es schaudert mich, wenn ich an die Verwegenheit dieser Unternehmung denke. Aber was liegt daran?

*) Tom. 1. p. 62. not. 10.

Ich will meine Gedanken mit der Freymüthigkeit, die in der gelehrten Republik erlaubt seyn muß, vorbringen. Wie weit thut der gute man den Mund hier auf, um endlich — nichts zu sagen! Kaum konnte ich mich überwinden, so was Pedantisches und Abgeschmacktes niederzuschreiben. Ich will alles verwetten, daß, wenn man sich die Mühe geben wollte, alle Italienische Kommentaren über die Schriften des Petrarca zu durchsuchen, die vorgegebenen Entdeckungen des Herrn Abts von Sade sich auf wenig oder nichts belaufen würden. Indes kann man ihm das Lob nicht absprechen, das Leben des Petrarca mit grösserm Fleiß, als je vorher geschehen ist, untersucht zu haben. Der Mann muß ausserordentlich für den Petrarca eingenommen seyn: denn keiner seiner Lebensumstände ist so gering, den er der genauesten Untersuchung nicht werth achte. Eine jede Entdeckung scheint ihm ein Peru zu seyn, und er mußte sie ausposaunen, daß man es auch jenseits der Alpen hörte; sonst würde ihm das Uebermaß der Freude den Kopf schwindelnd gemacht haben. Aber eben dieser Begeisterung haben wir den grossen Reichthum von Nach-

richten

richten zu verdanken, die er mit grosser Mühe gesammelt hat, und die zum Stoff einer der vollkommensten Biographien dienen könnten, besonders wenn man jene des Erzbischofs Beccadelli zum Grunde legte. Ich bin ihr wahrer Freund ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Vierzehnter Brief.

Ob Cimabue der erste Wiederhersteller der Malerkunst in Italien sey?

Vasari behauptet, die Malerkunst sey von des Kaysers Konstantinus Zeiten bis auf jene des Cimabue, unter den Italienern erloschen, und Cimabue habe sie zu Florenz vom Tode zum Leben wieder auferweckt. Theils durch die Lobsprüche, die Dante, Boccaccio, und Villani dem Cimabue und Giotto beylegen, theils auch durch die Versicherung des Vasari getäuscht, haben alle Kunstverständige den Cimabue und Giotto für die ersten Wiederhersteller der Malerey gehalten, bis fast hundert Jahre nach Vasari der Ritter Ridolfi *), und nach diesem der Graf Karl Cäsar

*) Le maraviglie dell' Arte Tom. I, p. 13.

sar Malvasia *), Maffei und Muratori bewiesen, daß schon vor Cimabue die Malerkunst zu Venedig, Bononien und in der Lombardie solche Meister gehabt habe, die an Geschicklichkeit dem Cimabue theils wenig oder nichts nachgegeben, theils ihn übertroffen. Baldinucci schrieb damals zu Florenz seine Notizie de Professori del disegno; und gab sich in diesem Werke alle Mühe, den Ruhm der Florentiner, dessen Vergrösserung sein und des Vasari vornehmster Endzweck war, wider die Ansprüche der Venezianer, Bononier und anderer Städte, und also die Wahrhaftigkeit des Vasari zu vertheidigen; und er erhielt wenigstens den Vortheil, daß seine Meynung und das alte Vorurtheil unter den Fremden, wo sein und des Vasari Werke einen erstaunlichen Absatz gefunden haben, und bey solchen Leuten auch in Italien, die ohne weitere Untersuchung denen Recht geben, welche im Zanken das letzte Wort haben, allgemeinen Beyfall fand.

Ihnen zu gefallen, lieber Freund, will ich alles kurz fassen, was ich, zu beweisen, daß

*) Felsina (Bologna) pittrice p. 9. Introduzzione.

daß Italien in allen Jahrhunderten der mittlern Zeiten, und so gar unter den Gothen und Longobarden, Maler hervorgebracht habe, in meiner Geschichte der freyen Künste und Wissenschaften, worinn ich einen freyen Gebrauch der von Tiraboschi gesammelten Materialien mache, vorgebracht habe. Daselbst habe ich bewiesen, daß Theodorikus, König der Gothen, sich alle Mühe gab, die Alterthümer der Kunst zu erhalten, die Städte durch Errichtung prächtiger neuer Gebäude und Ausbesserung der ältern zu verschönern *), und daß unter diesem Könige ansehnliche Werke der Bildhauerkunst, und sogar von einer ganz neuen Komposition, zu Stande gekommen sind **), worunter jene, die nach vieler Meynung den Kayser Justinian vorstellt, und in dem Landhause des Fürstlichen Geschlechts Justiniani bey Rom noch vorhanden ist, dem sechsten Jahrhundert viele Ehre macht; woher ich denn schließe, daß auch die Malerkunst und ihre Werke von den Gothischen Königen in Ehren gehalten und gesucht worden sey. Ich habe guten Grund dieses zu vermuthen.

Unter

*) 2. Band S. 494. 495. 496. 497.

**) ibid. S. 502. 503.

Unter den Hofbedienungen, deren Cassiodorus Meldung thut, findet sich zwar ausdrücklich kein Maler, wohl aber ein Künstler in mosaischer Arbeit. Was ist aber dieses anders als ein Maler, der seine Bilder entweder aus natürlichgefärbten Steingen oder aus künstlich gefärbten Glasstückchen zusammensetzt? Werden hier nicht eben sowohl als in Farbenmalereyen Zeichnung, Licht und Schatten, Perspektiv und Nachahmung der Natur erfordert? Wenn also am Hofe der Gothischen Könige mosaische Werke verfertiget wurden, so ist schon bewiesen, daß zu ihrer Zeit die Malerkunst überhaupt, an ihrem Hofe aber die mosaische Arbeit insbesondere beliebt und üblich waren. Wahrscheinlich war diese Art von Malerey zu einer solchen Vollkommenheit gelangt, daß man Ursache hatte, sie andern Malereyen vorzuziehen. Johannes Diaconus versichert uns, eine mosaische Abbildung der Verklärung Christi, welche der Neapolitanische Bischof Johannes in der Stephanskirche zu Neapel in diesen Zeiten verfertigen ließ, sey ein Wunderwerk der Kunst gewesen *).

Es

*) Chronic. Episc. Neapol. script. Rer. Ital. vol. 1. P. 2. p. 295.

Es fehlt aber auch nicht an Beweisen, daß man zu der Gothen Zeiten auch mit dem Pinsel gemalt habe, ob man gleich die Namen der Maler nicht weiß, und von ihren Gemäl, den nichts auf unsere Zeiten gekommen ist. Neben andern Zeugnissen, die man finden würde, wenn man die Chroniken dieser Zeiten durchblätterte, will ich mir jene, des Bibliothekars Anastasius, und der schon genannten Chronik, Johannes des Diaconus anführen. Jener erzählt *), der Römische Bischof Symmachus habe die Paulaskirche zu Rom mit Malereyen gezieret, und dieser sagt **), Vincentius, Bischoff zu Neapel, habe seinen Speisesal ringsum bemalen lassen.

So weiß man auch von Gemälden, die unter den Longobarden sowol mit Farben als in mosaischer Arbeit verfertigt worden sind. Anastasius der Bibliothekar erzählt von einer Menge mosaischer und Farbengemälde, mit welchen die Päbste Honorius, Severinus, Sergius, Johannes VII, Gregorius III, Kallistus, Zacharias, Paulus I. und Hadrian I. die

*) Vit. Pontif. script. Rer. Ital. vol. 3. P. 1. p. 124.

**) loc. cit.

die Kirchen zu Rom ausgeschmückt haben *). Im Anfange des siebenten Jahrhunderts ließ der oben genannte Bischoff Johannes zu Neapel das sogenannte Consignatorium oder den Saal, wo die Neugetauften die Firmung erhielten, bemalen **), und der Bischoff Reparatus ließ sich und seine Vorfahren zu Ravenna abmalen ***). Im achten Jahrhundert ließ Poto der eilfte, Abt zu Monte Casino, die S. Michaeliskirche mit Malereyen und darunter geschriebenen Versen, wovon Leo Marsicanus einige anführt †), und gegen das Jahr 706 ließ Stephanus, Abt zu Subiacum, die Kirche seines Klosters auf die nemliche Weise ††) verschönern.

Man darf sich aber nicht einbilden, als sey die Malerkunst nur in den Ländern, die griechischer Herrschaft unterworfen waren, vielleicht nur von griechischen Meistern betrie-

*) Script. Rer. Ital. vol. 3. P. 1. p. 136. 137. 150. 159. 164. 173.

**) Script. Rer. Ital. vol. 1. P. 2. p. 301.

***) *Agnellus* in vit. Pontif. Ravenn.

†) *Leo Marsic.* Chron. Monast. Casin. Lib. I. c. 10.

††) Script. Rer. Ital. vol. 24. p. 930.

ben worden. Denn auch in dem Reiche der Longobarden hat man sich in dieser Kunst geübt. Die Königin Theodolinda ließ in ihrem Palast zu Monza die kriegerischen Thaten der Longobarden abschildern. Petrus Diaconus erzählt, er habe aus diesen Malereyen gelernt, wie die alten Longobarden gekleidet waren. Der ungenannte Chronikenschreiber von Salerno meldet auch von einem Bilde des Arigisus, Herzogs zu Benevento, vom achten Jahrhundert, welches im Jahr 787. in einer Kirche zu Kapua Karl dem Großen gezeigt wurde. So war auch im Chor der Kirche des heil. Ambrosius zu Meiland ein Gemälde, welches die Bischöffe, die dieser erzbischöfflichen Kirche untergeordnet waren, in der Ordnung vorstellte, wie sie in den Provinzialversammlungen zu sitzen pflegten. Der gelehrte Graf Giulini, der dieses erzählt, behauptet mit guten Gründen, das gesagte Gemälde sey ein Werk vom Ende des siebenten Jahrhunderts.

Wir sehen hieraus, daß unter den Gothen und Longobarden die Päbste, Bischöffe und Aebte, so viel uns bekannt ist, fast die einzigen waren, welche die Malerkunst beschäftig-

ten und errnährten. Das nemliche geschah in den folgenden Jahrhunderten. Eine Menge mosaischer und anderer Gemälde ließen im neunten Jahrhundert Leo III. (von welchem sonderbar zu bemerken ist, daß er gläserne Fensterscheiben bemalen ließ, das erste Werk dieser Art, von dem wir wissen) Stephan IV. Eugenius II. Gregorius IV. Sergius II. Leo IV. Nicolaus I. und Hadrian II. in verschiedenen Kirchen zu Rom verfertigen *). Die Bibliothekare der römischen Kirche, Anastasius und Wilhelmus, welche dieses erzählen und die Malereyen der gesagten Päbste gesehen haben, drucken sich mit Verwunderung über ihre Schönheit aus. Im zehnten Jahrhundert weiß man nur vom Pabst Formosus, er habe die Malereyen der Peterskirche erneuern lassen **).

So haben auch in diesen Zeiten Bischöffe und Klöster viele Werke der Malerkunst verfertigen lassen. Paulus, Bischoff zu Neapel,

 ließ

*) Muratori Script. Rer. Ital vol. 2. p. 196. 197. 214. 219. 221. 229 234. 256. 263.

**) Ricobaldus Ferrar. in Compil. chronol. vide Script. Rer. Ital. vol. 9. p. 237.

ließ in den letzten Jahren des achten, und Athanasius, sein Nachfolger, im neunten Jahrhundert verschiedene Kirchen mit schönen Figuren bemalen. Johannes Diaconus nennt und rühmt die von ihnen veranstalteten Malereyen *). Am Ende des zehnten Jahrhunderts ließen drey Mönche des Klosters Farfa mit ihrem Abt eine Kirche erbauen, und sowol aussen als inwendig mit Malereyen verschönern **). Vielleicht sind sie durch das Beyspiel der Mönche zu Monte Casino hierzu verleitet worden. Denn in der Mitte des zehnten Jahrhunderts schmückten diese ihre im neunten Jahrhundert prächtig erbauete Kirche mit Malereyen, und ließen neben dem noch den Kirchenboden vor dem Altar ihres Stifters mit Marmorstücken verschiedener Farben belegen ***). Ohne Zweifel wüßten wir noch viele dergleichen Werke der Kunst, die in diesem Zeitalter in Italien zu Stande gekommen sind, wenn die damaligen Schriftsteller nicht mehr auf heilige Mährchen, als auf nützliche Nach-

rich-

*) Vit. Episc. Neap. Script. Rer. Ital. vol. 1. P. 2. p. 312. 316.

**) ibid. Vol. 2. P. 2. p. 482.

***) Leo Ostiensis Lib. 1. c. 17. Lib. 2. c. 13.

richten bedacht gewesen wären. Muratori giebt uns noch von einer Menge Mosaischer Gemälde Nachricht, und meldet von einem Manuscript des zehnten Jahrhunderts in der Bibliothek der Kathedralkirche zu Lucca, worinn von verschiedenen Arten mosaisch zu arbeiten, Metalle anzustreichen, und von andern dergleichen Dingen gehandelt wird *); welches zu einem nicht geringen Beweis dienet, daß sich damals die Italiener um dergleichen Künste bekümmerten.

Ich glaube nun nicht, daß Sie, lieber Freund, daran zweifeln können, daß bis ins zehnte Jahrhundert die Malerkunst in Italien üblich gewesen sey. Das einzige, was Sie etwa dawider einwenden könnten, ist daß die bisher gedachten Malereyen von Griechischen Händen seyn konnten. Dies behaupten auch diejenigen, welche mit Vasari und Baldinucci der Meinung sind, vor Cimabue sey die Malerkunst unter den Italienern verlohren gegangen. Eben kommen wir auf das Jahrhundert, aus welchem Sie eine Begebenheit, die Leo Marsicanus in seiner Chronik des Klo-

 sters

*) Antiquit. Ital. Vol. 2. p. 366.

sters zu Monte Casino *) erzählt, anführen, um zu beweisen, man habe sich in Italien bey jeder Gelegenheit nur Griechischer Maler bedient.

Weil die Stelle des genannten Chronikenschreibers die vornehmste Stütze der Widersacher ist; so muß ich mich etwas länger bey ihr aufhalten. Leo erzählt, Desiderius, der Abt des Klosters zu Monte Casino, habe daselbst (im eilften Jahrhundert) einen prächtigen Tempel erbauet, und zu desselben Verschönerung Künstler aus Griechenland kommen lassen. Wozu eigentlich; das sagt er mit folgenden Worten: Legatos interea Constantinopolim ad locandos artifices destinat, peritos vtique in arte Musiaria et quadrataria, ex quibus videlicet alii absidem, et arcum, atque vestibulum maioris basilicae musivo comerent, alii vero totius ecclesiae pauimentum diuersorum lapidum varietate consternerent. Und nachdem er erzählt hat, wie künstlich die griechischen Meister die gesagten Werke zu Stande brachten, endiget er also: *Et quoniam artium istarum ingenium a quingentis et vltra iam annis*

*) Lib. 3. c. 29.

nis magiſtra Latinitas intermiſerat, et ſtudio huius inſpirante et cooperante Deo noſtro hoc tempore rem peragere promeruit, *ne ſane id vltra Italiae deperiret*, ſtuduit vir totius prudentiae pleroſque de monaſterii pueros eisdem artibus erudiri. Alſo ließ der Abt Deſiderius Meiſter in moſaiſcher Kunſt, und die Fußböden mit viereckigten Marmorplatten von verſchiedenen Farben zu belegen, von Konſtantinopel kommen, weil dieſe Künſte ſchon ſeit 500 Jahren in Italien auſſer Uebung und verlohren gegangen waren; und damit er ſeiner Nation dieſen Vortheil wieder zubrächte, ließ er junge Leute darinn unterweiſen. Läßt ſich aber wohl hierdurch beweiſen, daß die Malerkunſt in Italien verlohren gegangen war? Geſezt auch, es ſey hier wirklich die Rede von der moſaiſchen Malerkunſt; ſo würde nur folgen, daß ein Zweig der Malerkunſt, nicht ſie ſelbſt, zu Grunde gegangen war. Wir haben aber geſehen, daß in einem jeden der vergangenen Jahrhunderte moſaiſche Gemälde in verſchiedenen Theilen Italiens verfertiget worden ſind; ohne daß je Meldung geſchehen iſt, ſie ſeyn Werke Griechiſcher Meiſter geweſen. Folglich ſpricht der Chronikenſchreiber

hier entweder gar nicht von der eigentlich so-
genannten mosaischen Malerkunst, oder nur
von der Anwendung derselben an ganzen Wän-
den und Bögen, da vielleicht bis dahin nur
abgesonderte und bewegliche Gemälde mosai-
scher Kunst in Italien üblich gewesen waren.
Was die andere Kunst (ars quadrataria) ange-
het, so mag sie bestehen, worinn sie wolle,
und den Italienern bis dahin bekannt oder
unbekannt gewesen seyn, so beweiset dieses
nichts wider die Malerkunst. Uebrigens er-
zählt auch Leo Marsicanus, der Abt habe die
neuerbaute Kirche auch mit Farbenmalereyen
auszieren lassen, und sagt kein Wort davon,
daß er auch hierzu Meister aus Griechenland
habe kommen lassen. Meines Erachtens wird
hierdurch die Wahrheit, im eilften Jahrhun-
dert sey die Malerkunst von Italienern selbst
betrieben worden, ganz ausser Zweifel gesezt.

Wir haben aber noch viele andere Beweise,
daß dieses im eilften Jahrhundert geschehen
sey. Und zwar würde dieses, wenigstens in
Ansehung der mosaischen Malerkunst, dadurch,
daß der Abt junge Italiener darinn unterwei-
sen ließ, hinlänglich bewiesen seyn, wenn in

der

der oben angeführten Stelle von dieser Kunst, wie die Widersacher wollen, die Rede wäre. Es sind aber auch in Ansehung der eigentlichen Malerkunst des eilften und zwölften Jahrhunderts die deutlichsten Zeugniße vorhanden. Die Chroniken der Klöster Cava *), Casauria **), Subiacum ***) und zu Monte Casino †) zeugen von Malereyen, die in denselben, oder in ihren Kirchen in diesen Zeiten verfertiget worden sind. So sind auch zu Rom auf Befehl der Päbste **Kalixtus** II ††), **Hadrianus** IV †††), und **Klemens** III. *) Gemälde zu Stande gekommen. Der erste ließ die Gefangennehmung des Afterpabstes **Bordinus** in einem Zimmer des Vatikans, der zweyte die Unterwerfung des Kaisers **Lotharius** II, worüber sich Kaiser **Friedrich** der Rothbart beym gesagten Pabst sehr beklagte, im Lateranischen Palast abmalen. Auch ließ **Wilhelm**, König von

*) Pratillo Histor. Princ. Longob. Vol. 4. p. 449.

**) Script. Rer. Ital. Vol. 2. P. 2. p. 887.

***) ibid. Vol. 24. p. 937.

†) Chron. montis Casini Lib. 2. c. 30. 32. 51. 52. Lib. 3. c. 11. 20. Lib 4. c. 4.

††) Script. Rer. Ital. Vol. 3. P. 1. p. 419.

†††) Radevic. Frising. Lib. 1. c. 10.

*) Ricobald. Ferrar. in Histor. Pontif. Rom.

von Sicilien, seine Hauskapelle mit mosaischen Gemälden auszieren; und weder Romualdus, Erzbischof zu Salerno, der dieses erzählt *), noch die vorigen Chroniken zeigen an, daß die gesagten Malereyen Werke griechischer Hände waren.

Aber nicht nur im südlichen Theile Italiens und zu Rom, sondern auch in Toskana, in der Lombardie und zu Venedig ist die Malerkunst in diesem Zeitalter unter den Italienern üblich gewesen. Es fangen sogar nun auch die Namen der Italienischen Maler bekannt zu werden an. **Lucas**, der Heilige genannt, ein Florentiner, malte im eilften Jahrhundert ein Marienbild, welches in der Kirche all' Impruneta, ungefehr eine teutsche Meile von Florenz, verehrt wird. Der berühmte Doktor **Lami** hat dieses durch eine sehr alte Urkunde, die er ans Licht gestellt, und **Domenico Maria Manni** durch zwo Abhandlungen erläutert hat **), bewiesen. Sein Marienbild ist bis auf

*) Script. Rer. Ital. Vol. 6. p. 207.

**) Del vero Pittore Luca Santo. Firenze 1764. Dell' errore, che persiste nell' attribuirsi le pitture al S. Evangelista, Firenze 1766.

auf unsere Zeiten von den meisten Katholiken für ein Werk des Evangelisten Lucas, dieser aber für einen Maler seiner Profession gehalten worden. Zu Pisa findet sich von dem nemlichen Zeitalter ein Gemälde, welches der Ritter Flaminio dal Borgo beschreibt *). Zu Bononien sind Gemälde vom 12ten Jahrhundert, deren einige mit dem Namen des Malers Guido bezeichnet sind **). Der berühmte Maffei bezeuget, im Kreuzgange zu S. Zenone in Verona sey ein Gemälde vom Jahr 1123, und noch ein anderes eben so altes in der Kirche del Crocifisso ***). Der Abt Trombelli meldet von einigen Lateinischen Manuscripten des eilften und zwölften Jahrhunderts mit gemalten Bildern und Figuren †); und in den Geschichtbüchern der Republik Venedig, besonders in jenen des Marino Sanudo, die von Muratori ans Licht gestellt worden sind, findet man, daß der im Jahr 1071 erwählte Doge Domenico Silvio die S. Marcuskirche mit mosaischen Gemälden nach griechischem

*) Differt. sull' origine dell' univers. Pisana, p. 74.

**) Malvasia, Felsina Pittrice, p. 7.

***) Verona illustr. P. 3. c. 6.

†) L'arte di conoscere l'età di Codici, p. 72.

chischem Geschmack (nicht von griechischen Meistern) verschönert habe. Man würde ohne Zweifel noch viel mehrere Gemälde dieser Zeiten in Italien entdecken, wenn man mehrere Chronicken, und alle Winkel Italiens fleißiger durchsuchte. Was braucht es aber eines weitern Nachsuchens zu unserm Zweck, da schon wirklich die Namen einiger Italienischen Maler dieser Jahrhunderte bekannt, und ihre Werke noch vorhanden sind?

Wir kommen nun zu dem 13ten Jahrhundert, in dessen zwoter Hälfte der berühmte Cimabue, der die Malerkunst in Italien zurückgeführt haben soll, geblühet hat. Wenn ich nun die Gemälde, und noch über das die Namen einiger Maler der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts anzeigen werde, so werden Sie, lieber Freund, hoffentlich nicht mehr daran zweifeln, daß es Italien in allen Jahrhunderten vor Cimabue nicht an eigenen Malern gefehlt habe.

In der S. Dominicuskirche zu Siena findet sich ein Muttergottesbild eines gewissen Guido von Siena vom Jahr 1221, und ein anderes in dem Oratorio der Brüderschaft des

h. Ber-

h. Bernardino, wie der gelehrte Johannes Bottari in dem 1719 zu Rom herausgegebenen und vor wenigen Jahren zu Livorno wiederaufgelegten Vasari angemerkt hat *). Bottari nennt in der nemlichen Stelle noch einen Maler von Siena, des Namens Diotisalvi, welcher gegen das Jahr 1256, folglich ehe Cimabue malte, geblühet hat.

Der P. Wading sagt in seiner Geschichte des Franciskanerordens bey Erwähnung der Franciskanerkirche zu Assisi, es finde sich daselbst ein wohlgemaltes Krucifix mit dem Bildniß eines Mönchs, des Namens Elias, der es malen ließ, und mit folgender Inschrift:

Frater Elias fecit fieri
Iesu Christe pie
miserere precantis Heliae.
Giunta Pisanus me pinxit anno Domini
MCCXXXVI.

Eine andere Abbildung des gesagten Franciskanermönchs Elias, die jener gleich siehet, und vom nemlichen Meister im nemlichen Jahr ge-

*) pag. 237.

gemalt worden ist, besizt der Ritter Carlo Venuti zu Cortona *).

Malvasia spricht von einigen Gemälden zweyer Bononischen Maler, Ventura und Orso oder Orsane vom Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts, die zu Bononien verwahrt werden **). Er würde aber der Geschichte der Kunst noch mehr genuzt haben, wenn er die beygefügten Inschriften, welche die Jahre bestimmen würden, bekannt gemacht hätte.

In Rocca di Guiglia, einem Lehen der Marchesi von Montecuccoli, findet sich ein Bild des h. Franciskus, welches sehr schön seyn soll, und im Jahr 1235 von Berlinghieri von Lucca, wie die Aufschrift bezeuget, gemalt worden ist. Bey diesem Bilde ist sonderbar zu bemerken, daß es auf vergoldete Leinwand gemalt ist; wodurch Baldinucci, der diese Erfindung dem Maler Margaritone von Arezzo zuschreibt ***), eines Fehlers überzeugt wird.

Aber

*) Dal Borgo dell' univerſ. Piſana, p. 75.

**) Felſina pittrice Tom. I. p. 8.

***) Notizia di Cimabue, p. 14.

Aber noch viel wichtiger scheint mir das Denkmal der Malerkunst vom Ende des 12ten Jahrhunderts zu seyn, welches der Herr Borsetti in seiner Geschichte der Universität zu Ferrara bekannt gemacht hat *). Es sind schöne Miniaturmalereyen eines Mönchs, des Namens Johannes von Algier, womit dieser im Jahr 1198 einen von ihm abgeschriebenen Codex des Virgils ausgeziert hat. In einer hinten angefügten Beyschrift einer jüngern Hand vom Jahr 1242 wird von einem damals lebenden Maler, des Namens Gelasio della Masna, gesagt, er sey ein Schüler des Theophanes von Konstantinopel, und habe folgende Bilder gemalt: eine Madonna mit dem Kinde Jesus in den Armen; den Ritter S. Görg, wie er den Drachen mit der Lanze tödtet, und Phaetons Fall, so wie er von den Dichtern beschrieben wird, mit der Unterschrift: Dispersit superbos.

Diesen Malereyen, welche noch vorhanden sind, will ich noch einige beyfügen, die uns durch gleichzeitige Urkunden bekannt gemacht werden, und verloren gegangen sind. In

*) Storia dell' Università di Ferrara, Tom. 2. p. 446.

In der Chronik des Pipinus *) und im Kommentar des Benvenuto von Imola über den Dante **) wird ein Bild des Königl. Pallasts zu Neapel beschrieben, worauf Kaiser Friedrich II. und Petrus de Vineis mit fußfällig bittenden Klienten abgemalt waren. Aus dem Munde der Bittenden giengen die Leoninischen Verse:

Caesar amor legum, Friderice piissime regum,
Caussarum telas nostras resolue querelas.

Friederich aber zeigte mit dem Finger auf seinen Kanzler Petrus de Vineis, und antwortete:

Pro vestra lite Censorem iuris adite.
Hic est: Iura dabit, vel per me danda rogabit.
Vinea cognomen, Petrus iudex est sibi nomen.

Wir haben hier Gelegenheit, einen Fehler des Vasari anzumerken. Er schreibt, Cimabue sey der erste gewesen, die Gedanken des Malers mit Worten auf den Gemälden auszudrücken, damit er auf diese Weise die Erfin-

*) Script. Rer. Ital. Vol. 9. p. 660.

**) Excerpt. in Comoed. Dantis apud Muratori Antiquit. Ital. Vol. 8. p. 1051.

Erfindung beförderte, und der Kunst zu Hülfe käme *). Von einigen andern Gemälden der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts findet man Nachrichten in des Maffei Verona illustrata P. 3. c. 6.

Es scheint sogar, seit dem Anfange des 13ten Jahrhunderts sey die Malerkunst in Italien so gemein gewesen, daß ein jeder kleiner Tyrann seinen Hofmaler hatte. Wenigstens findet sich auch ein Maler unter den Hofleuten eines Kardinals und Mailändischen Erzbischofs Visconti in einer Urkunde vom Jahr 1210 **).

Ich weiß daher nicht, wie Vasari habe sagen können, es seyn durch die unendlichen Drangsale, welchen Italien unterworfen war, alle Künstler ganz und gar erloschen gewesen, da Cimabue im Jahr 1240 als eine sonderbare Gabe des Himmels zur Welt kam, damit er der Malerkunst das erste Licht anzündete ***); er habe die vielmehr verlohrne, als irrgegangene Malerkunst von einigen Grie-

*) Vite de Pittori Tom. 1. p. 240. ediz. di Livorno.

**) Giulini memorie di Milano Tom. 7. p. 249.

***) Vite etc. Tom. 1. p. 233. ediz. di Livorno.

chen zu Florenz, welche dahin berufen worden waren, die gesagte Kunst wieder herzustellen, gelernet *). Die alten Gemälde, welche von den Zeiten des Pabsts Sylvesters I. her zu Stande gekommen, und sich in ganz Italien, und in allen alten Kirchen daselbst befinden, seyn Werke der Griechen **).

Was den ersten Satz angehet, so ist er durch das, was von den Malern und Gemälden des 12ten und 13ten Jahrhunderts gesagt worden ist, sattsam widerlegt. Und wie konnte er die Ehre, das erste Licht über die Malerkunst verbreitet zu haben, dem Cimabue allein zuschreiben? da es vom 12ten und von der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts Bilder giebt, die jene des Cimabue an Kunst übertreffen, oder ihnen wenigstens ähnlich sind, wie Cesare Malvasia und Ridolfi in den schon angeführten Werken beweisen. Nach seinem eigenen Geständniß war den Malern schon seit dem eilften Jahrhundert etwas Licht aufgegangen. Denn Seite 59 sagt er: im Jahr 1013, da die sehr schöne Kirche S. Miniato

*) ibid. p. 234.

**) ibid. p. 163.

niato bey Florenz gebauet wurde, habe man gesehen, daß die Kunst sich in etwas wieder erholt hatte; weil die Baumeister sich alle mögliche Mühe gaben, die gute Ordnung der Alten nachzuahmen. Zur nemlichen Zeit, fährt er fort, erhielt die Malerkunst einige Verbesserung, wie das mosaische Gemälde, welches damals in der größern Kapelle der gesagten Kirche verfertigt wurde, beweiset. Von dieser Zeit an, sezt er noch hinzu, nahmen nach und nach die Zeichnung und die Künste an Vollkommenheit zu. Also hat Cimabue nicht das erste Licht angezündet. Die rechte Laufbahn zur Verbesserung war im 11ten Jahrhundert geöffnet, als man in der Zeichnung die Kunstwerke der Alten sich zum Beyspiel vorzusetzen anfieng. Wie sehr sich hierdurch die Zeichnung verbessert habe, das beweiset Vasari selbst *) durch die Gebäude und Bildhauerwerke, die im eilften Jahrhundert zu Pisa, zu Florenz, zu Pistoja und Lucca verfertigt worden sind; und ob er gleich sagt, bis ins Jahr 1250 sey die Baukunst in der Vollkommenheit nicht weiter fortgeschritten, so bemerkt er doch **), daß Nikolaus Pisanus im Jahr

 1225

*) loc. cit. **) pag. 264.

1225 durch seine Werke bewieß, welchen großen Fortgang die Zeichnung in der Bildhauerkunst seit dem eilften Jahrhundert durch die Nachahmung der Alten gemacht hatte. Daß die in der Zeichnung geschehene Verbesserung sich auch in der Malerkunst immer mehr und mehr gezeiget habe, daran ist nicht zu zweifeln, theils weil die Zeichnung sich überhaupt verbessert hatte, theils auch, weil man im eilften Jahrhundert angefangen hatte, auch die Malereyen der Alten hervorzusuchen und nachzuahmen *). Es ist sonderbar, daß Vasari weder von Lucas dem Heiligen, noch von Guido dem Bononier, und dem andern Guido von Siena, noch von Berlinghieri dem Luckeser, noch von einem andern der Italienischen Maler, von welchen ihm wenigstens einer oder der andere bekannt seyn mußte, einige Meldung thut. Sollte man nicht hieraus schliessen, er habe dieses gethan, um mit größerem Schein der Wahrheit im Leben des Cimabue sagen zu können: als dieser zur Welt kam, seyn alle Italienische Künstler erloschen, und er der erste Wiederhersteller der Malerkunst gewesen?

Wenn

*) pag. 162.

Wenn er sagt, Cimabue habe die Malerkunst von einigen Griechen, die von dem Oberhaupt der Florentinischen Republik, dieselbe wieder herzustellen, berufen worden waren, zu Florenz gelernet, haben wir guten Grund, ihm keinen Glauben beyzumessen. Denn es kann durch keine Urkunde bewiesen werden, daß die Florentiner in diesen Zeiten griechische Maler berufen haben. Vielleicht war dieses zu seiner Zeit eine Sage des unwissenden Pöbels, welcher er ohne weitere Untersuchung geglaubt hat. Aus der nemlichen Quelle konnte er auch nur geschöpft haben, daß diese Griechen die Kapelle des adlichen Geschlechts von Gondi in der Kirche Santa Maria Novella zu Florenz verfertigt haben; denn es ist gewiß, daß die gesagte Kirche erst im Jahr 1350 längst nach des Cimabue Tod, von Grund aus erbauet, und die Kapelle erst 1503 dem Geschlecht der Gondi eigen geworden ist.

Daß endlich die Malereyen, welche seit dem Pabst Sylvester bis auf des Cimabue Zei-

 ten

*) Notizie istoriche delle chiese Florentine del P. Richa, Tom. 3. c. 18.

ten in Italien verfertigt worden sind, von griechischen Meistern herrühren, wird theils durch die noch vorhandene und oben angeführte Gemälde Italienischer Maler, theils auch dadurch widerlegt, daß die Italiener so lang das Recht haben, die Gemälde mittler Zeiten ihren eigenen Künstlern zuzuschreiben, bis unwidersprechlich dargethan wird, sie seyn Werke fremder Hände. Daß man hier und da griechische Künstler berufen hat, beweiset nicht, daß dieses bey jeder Gelegenheit geschehen sey. Es läßt sich vielmehr hierdurch erklären, wie die Italiener der mittlern Zeiten mehr oder weniger den griechischen Geschmack in der Malerkunst angenommen hatten.

Vielleicht werden Sie mir noch einwenden, die Malerkunst sey vor dem eilften Jahrhundert so schlecht beschaffen gewesen, daß man sie wenigstens bis dahin für verlohren halten könne, ob es gleich in solchen Zeiten nicht an Malern fehlte. Wie können Sie aber beweisen, daß vor dem eilften Jahrhundert alle Gemälde so schlecht beschaffen waren? Können Sie, oder konnte Vasari, welcher von den Malern nach des Pabsts Sylvesters I. Zeiten

so ganz ohne Ausnahme sagt, sie haben vielmehr gefärbt, als gemalt, ihre Gemälde seyn vielmehr Gespenste als Abbildungen gewesen *), die besten Gemälde eines jeden Jahrhunderts nach Kaisers Constantins Zeiten aufweisen, welches doch nöthig wäre, um ein sicheres Urtheil zu fällen? Die Bilder, die Vasari nennt, sind meistens auf Mauren zwischen zwey Fenstern oder Thüren, in hohen und dunkeln Gothischen Gebäuden gemalt, und reichen meistens nicht über das eilfte Jahrhundert. Gleichwie diese nun in einer Zeit gemalt sind, worinn nach dem Geständniß des Vasari selbst die Malerkunst schon eine bessere Zeichnung angenommen hatte, und dennoch (als Werke ungeschickter Meister) ungestalteten Gespensten ähnlicher sind, als den Dingen, die sie vorstellen sollen, so können auch die schlechten Bilder von etwas ältern Zeiten, die er anzeiget, von ungeschickten Meistern herrühren, da es bessere gab, folglich auch nicht entscheiden, in welchem Grad der Vollkommenheit die Malerkunst zu ihren Zeiten gestanden sey. Wenn das Gemälde, worauf die Longobardische Königin Theodolinda (Vasari

 nennt

*) T. I. p. 163.

nennt sie eine Gothische Königin *) die Thaten der ältern Longobarden zu Monza abschildern ließ, so beschaffen war, daß Petrus Diaconus auch alle Unterscheidungszeichen ihres Aufzuges erkennen konnte, nemlich daß der hintere Theils ihres Kopfs geschoren, und der vordere mit starken Locken bedeckt war, daß sie sich das Gesicht bis ans Kinn färbten, weite Kleider nach der Art der Angeln und Sachsen unter einemvielfärbigen Mantel, und bis an die Zähe aufgeschlizte, mit einem Riemen zugeschnürte Schuhe trugen; so ist wenigstens dieses nicht unter die Bilder zu rechnen, die unnatürlichen Gespensten ähnlicher waren, als den Dingen, die sie vorstellen sollten. Ein Bild, welches alle die unterscheidenden Merkmale der abgebildeten Sache mit so deutlichen Zügen vorstellt, daß ich das Urbild mit allen seinen Theilen erkenne, kann nicht ohne Kunst gemalt seyn, und diesen wesentlichen Begriff von einem der Natur ähnlichen Gemälde lassen sogar die Kinder verspühren. Wenn also vernünftige Männer in ihren Chroniken und Geschichtbüchern uns in den Jahrhunderten, wovon die Rede ist, von schönen Gemälden sprechen

*) ibid. p. 157.

chen, die sie selbst gesehen haben; so kann ich vernünftig urtheilen, sie haben wenigstens eine große Aehnlichkeit mit den abgebildeten Sachen gehabt, und die Kunst sey zu ihren Zeiten nicht ganz erloschen gewesen. Ich schließe ohne Umstände, und bin Ihr gehorsamer Diener.

Funfzehnter Brief.

Beschreibung des Großherzoglichen Gartens Boboli zu Florenz.

Ich finde unter meinen Schriften einige kurze Aufsätze von verschiedenen sehenswürdigen Dingen der Stadt Florenz und ihrer Gegenden, die ich Ihnen, werthester Freund, mittheilen will, und die sie schwerlich in Reisebeschreibungen so genau und zuverläßig beschrieben finden werden. Und zwar erstlich vom Großherzoglichen Garten Boboli. Er liegt hinter dem Residenzschlosse Palazzo Pitti, und erstreckt sich linker Hand an den Klostermauern von S. Felicita, aufwärts gegen Belvedere, ein klein erhabenes Kastell, wo man die ganze Stadt übersehen kann. Von da

neiget er sich zur Rechten hinab längst der Stadtmauern bis ans Römerthor. Von hieraus läuft seine Ringmauer in gerader Linie, welche die kürzeste ist, bis an die Häuser, welche die eine Reihe der Straße bilden, die zu dem gesagten Thore führt. Hier gehet die Ringmauer gegen Palazzo Pitti zurück, der sich bis ans Ende desselben, wo der Haupteingang ist, erstreckt. Die Größe desselben kann ich nicht genau angeben. Jedoch wollte ich wohl wetten, daß die Stadt Weimar ganz kommode darinn stehen könnte. Die zween Eingänge sind mit Schildwachen besetzt, die unter dem Feldmarschall Botta alles, was Beine hatte, hineinliessen, jetzt aber Bedienten, und alles was schlecht gekleidet ist davon ausschliessen. Hügel und Ebene, Kunst und Wildniß, Lustwäldchen, und offene grüne Plätze schattenreiche Alleen und Teiche wechseln in demselben auf eine entzückende Art ab. Unter dem Gebüsche zeichnet sich der wilde Lorbeerbaum am meisten aus. Die Alleen und offenen Plätze sind mit Springbrunnen und marmornen Bildsäulen ausgeschmückt; und neben den breiten und weitaussehenden Gängen wird der Garten noch durch unzählige kleinere Fußsteige durchkreuzt.

Wenn man linker Hand neben dem Großherzoglichen Schlosse durch den Haupteingang hineinkommt, so siehet man linker Hand an einer fließenden Wasserröhre den Bacchus auf einem Fasse sitzend, von weissem Karraresischen Marmor aus einem Stück, von Giovanni di Bologna. Rechter Hand gegen über ist ein überaus großer Platz, der zwischen dem Palazzo Pitti und einer hohen Wand eines senkrecht abgeschnittenen Hügels einen rechten Winkel bildet, und zum Ballonspiel für den Großherzog eingerichtet ist. Unter diesem Platze liegen viele Tausend Thaler begraben. Ein paar Jahre, ehe der Erzherzog Leopold nach Florenz zur Regierung kam, und daselbst noch alles nach dem Sinn des Feldmarschalls Botta, Statthalters in Toskana, gieng, hielt es dieser für rathsam, daß an das Großherzogliche Schloß, auf der genannten Stelle, eine Hofkirche gebauet würde. Man fieng auch wirklich den Bau an, und die Fundamente waren fast zur Vollkommenheit gelangt, als der Großherzog dazu kam, und alles zuwerfen ließ. Die Ursach hierzu soll gewesen seyn, weil ein solches Gebäude, um das Schloß nicht zu verunstalten, ein gleiches auf

der

der andern Seite würde erfordert haben, welches aber wegen der Lage des Schlosses nicht wohl möglich war.

An der Ringmauer, welche gegen Norden den Garten von dem Kloster S. Felicita scheidet, findet man eine vortrefliche Grotte, auf allen Seiten mit Seemuscheln, Schlacken, Tuf- und glänzenden Steinen belegt, wo kleine Felsen und Hügel hervorragen, auf welchem Schäfer mit Pfeiffen und Dudelsäcken, von Schaafen und Zügen umringt, sitzen, die ihre Instrumente zu blasen anfangen, wenn man die Wasserkünste, die darinn angebracht sind, spielen läßt. In den vier Winkeln stehen vier unvollendete Bildsäulen von Michel Angelo Buonarroti, welche zum Grabmal des Pabsts Julius II. bestimmt waren, und von einem Enkel des Künstlers dem Großherzoge Franciscus I. geschenkt worden sind. Unter einigen andern marmornen Bildsäulen, die noch darinn stehen, ist eine Venus des Giovanni di Bologna die merkwürdigste. Die gewölbte Decke der Grotte, wo aus dem geöffneten Mittelpunkte das Licht hineinfällt, ist von Bernardino Pocetti mit so artigen und

selt-

seltsamen Erfindungen bemalt, daß ihr Anblick zugleich Vergnügen und Schrecken einflößt; denn der erfinderische Maler hat so viele Ritze und tiefe Spalten daselbst abgeschildert, und sich hierzu der obern Oeffnung so wohl zu bedienen gewußt, daß man meynt, die Decke werde augenblicklich herabfallen. Was aber Vergnügen erregt, sind die Thierchen, als Eidexen 2c. welche aus den Vertiefungen der Spalten hervorkriechen. Diese sind so natürlich geschildert, daß man glauben sollte, sie haben die zerborstene Decke durchgefressen, und nun fallen sie mit derselben herab.

Darauf drehet sich der Weg rechter Hand auf einer vom Feldmarschall Botta angelegten Chaussee, und windet sich hoch auf um den unten gelegenen Spielplatz, sich dem Hintertheile des Schlosses zu nähern. Hier siehet man linker Hand einen artigen Küch- und Blumengarten mit einem reizenden ländlichen Hause, welches von dem gelehrten Herrn Menabuoni, ehemaligen Aufseher der Mediceischen und Lotharingischen Handbibliotheken, die der Großherzog Leopold der Maglia-

gliabechischen einverleibt hat, bewohnt wird. Ich nenne Ihnen diesen würdigen Mann, weil er über die gesagten Bibliotheken ein vollständiges Verzeichnis verfertiget hat, welches gedruckt zu werden verdiente, und ein vortrefliches Kunst- und Naturalienkabinet besitzt, welches er größtentheils zu Paris gesammelt hat, wo er die Ehre hatte, die Madame Pompadour in der italienischen Litteratur zu unweisen.

Sobald man zwischen der Ringmauer des gesagten kleinern Gartens, und der Lehne, die Einen vor dem Hinabsturz auf den obengenannten Spielplatz bewahrt, dem Großherzoglichen Schlosse nahe kommt, öffnet sich zur Linken, gerade dem Schloß gegen über, ein sehr ausgebreitetes Amphitheater, mit hohen Mauern umringt, worauf sich ringsum staffelweise Sitze erheben, auf welchen zu Zeiten der Mediceischen Großherzoge die Zuschauer saßen, wann sie einen Thierkampf oder andere Schauspiele daselbst aufführten. In der Mediceischen Kupfersammlung findet sich ein Stück von Stefano della Bella, wo unter Kostmus II. ein Schauspiel auf diesem Platze vorge-

stellt

stellt wird. Was dem ganzen Umfange die allergrößte Zierde und ein recht majestätisches Ansehen giebt, ist das hohe und dicke Gebüsche, welches ringsum hervorraget. Es deckte ehedem die Zuschauer vor den Sonnenstrahlen.

Dem Amphitheater gegen über, macht das Großherzogliche Schloß die Gestalt eines griechischen π. wo am Ende die zween Flügel auf eine Terrasse stossen, auf welche man aus dem ersten Stockwerk des Schlosses kommen kann. In der Mitte dieser Terrasse, liegt auf einer Mannshohen Säule ein überaus breites Wasserbecken von rothgesprengeltem Marmor, welches einen sehr hochaufspringenden Wasserstrahl auffängt. Hier siehet man über dem Kampfplatze eine weite Allee zwischen zween hohen Wäldern, die sich in der Mitte der ovalen Ringmauer des Platzes öfnet, und daselbst den Berg hinan erhebt, wo sie sich mit einer erhöheten weissen marmornen Bildsäule der Ceres endiget. Eine Göttin kann sich in keinem prächtigern Blick sehen lassen, als dieser ist.

Nun weiß ich nicht, ob ich gerade aus auf dem angefangenen Wege, der sich hinter der Terasse des Schlosses noch immer sanft erhebt, fortschreiten soll, um ihnen die Schönheiten des niedern Theils des Gartens zu zeigen, oder ob ich linker Hand über den Kampfplatz gehen soll, um ihnen erstlich die weißen marmornen Bildsäulen, die auf dem Platze vertheilt stehen, und alle von guten Meistern sind, zu zeigen, hernach aber die grüne und beschattete Allee hinauf zu klettern, wo ein anderer Reichthum von natürlicher und künstlicher Schönheit anzutreffen ist. Mich reitzt dieser letztere Gang mehr, weil er mich zu meinem Lieblingsplätzgen oben auf den Gipfel des Gartens führt, wo ich so oft unter einem schattigten Gebüsche und unter wohlriechenden Kräutern und Pflanzen gesessen bin, das entzückende Florenz mit seinen herrlichen Gegenden zu bewundern. Was man Merkwürdiges auf dem vorigen Wege antrift, das will ich ihnen zeigen, wenn ich am Ende auf diesem Wege wieder zurück kommen werde, um durch den andern Eingang, wozu derselbe führt, den Garten zu verlassen.

Die

Die gesagten Bildsäulen auf dem Amphitheater standen ehedem viel erhabener über der Erde. Da der Feldmarschall Botta, in den letzten Jahren seiner Statthalterschaft die gedachte Chaußee verfertigen ließ, geschah alles mögliche, um die hohe Strecke derselben, die zwischen dem Kampfplatze und der Terrasse des Großherzoglichen Schlosses vorbey geht, so zu erniedrigen, daß der Abhang gegen den gesagten Platz unmerklich würde. Dieß ließ sich aber nicht thun, ohne jenen so viel möglich zu erhöhen. Der Platz wurde deswegen mit Schutt ausgefüllt; woher denn nun der größte Theil der Fußgestelle der Bildsäulen unter der Erde stehet.

Nun die Allee im Walde hinan. Am Ende des Waldes, öfnet sich ein von Bäumen und Gebüschen entblößter breiter Berg, der sich aber auf den mit Kunst angebrachten Gängen, ohne viele Mühe besteigen läßt. Unten ist er von einem hohen Walde, zur linken, und oben auf dem Gipfel von der Stadtmauer und Vestung Belvedere, die mit einer Reihe von dickem Gebüsche begleitet sind, und zur rechten Seite mit den Wohnungen

derer, die über den Garten die Aufsicht haben, eingeschlossen. Unten am Fuße des Berges, ist ein großer viereckigter Teich mit einer starken und zierlichen Einfassung einer steinernen Mauer, auf dessen vier Ecken vier vortrefliche Büsten von schönem Marmor in kolossalischer Größe stehen. In der Mitte aber erhebt sich ein von Erz gegossener Neptun, unter welchem verschiedene marmorne Seewunder aus dem Wasser hervorragen, ein von Kennern sehr gerühmtes Werk des Stoldo Lorenzi, eines Florentinischen Bildhauers.

Je höher man nun den Rücken des Berges hinansteiget, desto mehr entdeckt sich über dem untern Wald hinaus die Aussicht der Stadt Florenz, bis man endlich auf dem obersten Gipfel das vom Arno bewässerte Thal und die unendlich vielen kleinen Hügel, die wie Meerwellen durch das ganze Land fortgehen, viele Meilen weit und breit übersehen kann. Betrachtet man die Lustschlösser und Landhäuser, womit alle Hügel und Anhöhen besetzt sind, so glaubt man eine viele Meilen weit fortgesetzte Stadt zu sehen; betrachtet man aber, wie alle Hügel und Anhöhen mit Oelbäumen, mit Weinstöcken,

stöcken, die auf Ulmbäumen ruhen, mit Kastanien, Obstbäumen und Orangerien bedeckt sind, so scheint alles ein Lustwald oder Obstgarten zu seyn. Die ganze Anhöhe des Bergs ist sehr reich an wilden Kräutern, die mit ihren balsamischen Düften der Luft, die man da athmet, eine erquickende Kraft mittheilen. Auch ist ein beträchtlicher Theil davon in Parterres eingetheilt, worauf wohlriechende Blumen und Kräuter wachsen. In den Häusern und den dabey befindlichen Gärten, auf welche Rechterhand gegen Mittag die weitläuftige Anhöhe stößt, werden Orangerien und allerley Gartenfrüchte gezogen und im Winter verwahrt. Wo sich diese Reihe von Gebäuden und Gärten, gegen Palazzo Pitti zu, westwärts in gerader Linie endiget, da bildet sie, hinter dem Walde, die Seite einer kräuterreichen ebenen Wiese, deren weiteste Oefnung an einen fürchterlichen Absturz gränzt. Wirft man hier den Blick in die vorliegenden Vertiefungen, woraus man alle die großen Massen von Steinen des Palazzo Pitti gegraben hat, so siehet man ein gräßliches Bild alter Verwüstungen; erhebt man aber das Auge gegen Florenz und Val d'Arno, so übertrift

diese Aussicht alles was in der Welt schön und reizend ist. Damit es aber diesem Garten an keiner Anlage fehle, die zum Vergnügen dienen könne: so ist auf der linken Seite dieses herrlichen Standpunkts ein kleines rundes Wäldchen von ungefehr acht Fuß hohen Beerentragenden Bäumchen zum Vogelfang angelegt, überall mit Wegen durchschnitten, und in der Mitte mit einer angenehmen Lauberhütte versehen. Von einem Bäumchen zum andern werden Käfige mit Lockvögeln und Leimruthen angebracht, auf welchen sich die durch die Beeren und den Vogelgesang herzugelockten Vögel ihre Füsse und Flügel verstricken, und zum Wegfliegen untüchtig machen.

In der Mitte der Reihe von Gartengebäuden, bey welchen ich nun zurückgehe, öfnet sich die größte und schönste Allee des Gartens, welche wenigstens tausend Schritte in den niedern und ebenen Theil des Gartens hinabläuft, und sich an der Ringmauer endigt, die ans Römer-Thor und an die eine Reihe Häuser dieser Straße stößt. Neben der großen Allee laufen zween andere mit Büschen bedeckte Wege, damit man, vor der Sonne

geschützt,

geschützt, im Schatten auf und abgehen könne. Ungefehr alle funfzig Schritte stehen auf der großen Allee zwoo Bildsäulen von weißem Marmor einander gegenüber, alle von guten Meistern, welche theils mythologische, theils historische Gegenstände vorstellen. Eine der schönsten ist eine Gruppe von Adam und Eva welche in einer sehr traurigen Mine ihr Haupt auf die Schulter ihres Mannes stützt. Sie soll ein Werk des berühmten Bandinelli seyn. Vielleicht noch schöner sind zwey gegenüber sitzende nackende Venusbilder, denen an Reiz gar nichts, am Leben aber nur Blut und Säfte in den überall ausgedrückten Adern, Nerven und Muskeln fehlen. Die zwo Reihen fangen oben mit zween Gladiatoren an, welche in der lebhaftesten Stellung einen Ausfall auf einander thun.

Wo die große Allee auf die Ebene herabfällt, wird sie von einem cirkelrunden Teich durchschnitten, welcher ungefähr 60 gemeine Schritte im Durchschnitt hat, und ringsum mit einem eisernen Geländer, mit einem breiten etwas erhöhten Rande von schwarzen und weißen Kieselsteinen und Muscheln, mit einem

breiten Spaziergange, und endlich mit einem von zwoo andern Alleen durchschnittenen Wäldchen umgeben ist. Hier stehen ringsum in dem Gebüsche schöne steinerne Bildsäulen von Falkonirern, Bauern und Bauernmädchen mit Handtrommeln, Dudelsäcken und andern musikalischen Instrumenten.

Aber das schönste ist die Insel, welche mitten in diesem kleinen See liegt. Sie hängt durch zwoo steinerne ebene Brücken, die mit der großen Allee in einer Linie stehen, mit dem Garten zusammen. Die Eingänge sind eiserne, zum Theil vergoldete Gitter, zwischen zwoen viereckigten steinernen Säulen, worinn mannshohe Wasserröhren verborgen sind, welche, sobald eine gewisse Schraube gedrehet wird, armsdicke Wasserstrahlen in gerader Linie gegen einander losschießen, und man demjenigen, den man vexiren will, im Hineintritt von beyden Seiten die Haarlocken zurecht setzen, oder beyde Backen waschen kann. Springt er weiter hinein, so wird er mit einem häufigen Regenguß, der aus unmerklichen am Rande der Brücke angebrachten Röhrgen empor springt, und von beyden Seiten

über ihn zusammenschlägt, begrüßt. Zur nemlichen Zeit springen alle Röhrgen, die rings um den Teich am eisernen Geländer, und unten auf dem mit Kieselsteinen belegten Rande unvermerkt angebracht sind, und bespritzen alle die Leute, die sich dem Geländer nähern. Man darf nur dem Brunnenmeister einige Groschen schenken, wenn man jemanden den Kopf waschen will. Die Insel selbst ist mit einer Auswahl von wohlriechenden Blumen und Orangerien besetzt. Was aber mehr als alles Uebrige aller Aufmerksamkeit auf sich ziehet, ist ein in der Mitte der Insel hocherhabenes rundes Wasserbecken von Granit, welches zwölf Ellen im Durchschnitt hat. In der Mitte derselben erhebt sich ein Neptun von Marmor in kolossalischer Größe, an dessen Fußgestelle drey andere marmorne Bilder sitzen, die den Ganges, Nil und Euphrat vorstellen, und aus ihren Krügen Wasserströme in das Becken ausschütten, woher allen übrigen Wasserkünsten ihre Nahrung zufließt. Dies ist ohne Widerspruch das schönste Werk des Gartens, woran Giovanni di Bologna seine ganze Kunst erschöpft zu haben scheint.

Jenseits der Insel läuft, wie ich schon gesagt habe, die große Allee fort, bis ans Ende des Gartens nah am Römerthore. Hier an der Mauer soll der Großherzog seit 1772 ein schönes Gemälde angebracht haben, von welchem ich Ihnen aber keine nähere Nachricht geben kann.

Ich verlasse nun die große Allee, welche bis an ihr Ende mit vortreflichen Bildsäulen besetzt ist, und jenseits des Wäldchens, worinn die Insel stehet, zwischen langen und breiten Wiesen fortläuft, und wende mich von der bezaubernden Insel rechter Hand durch eine kleine Allee auf die große Straße, welche zu dem Großherzoglichen Schloß, und zu dem oben beschriebenen Amphitheater zurückführt. Die regierende Herrschaft kann durch diese Straße, durch die eben gesagte kleine Allee, durch den Ueberrest der großen Allee, und durch einen sonst immer verschlossenen Ausgang nahe am Römerthore unvermerkt herausfahren; und dies ist eigentlich der ganze Gang der großen Straße. Ich bin aber jetzt da, wo sie sich in die kleine Allee gegen die Insel wendet, und sehe, wie sie in einer Breite

von

von ungefähr zwanzig Schritten zwischen den Gränzgebäuden des Gartens und einem hohen Walde von der Gegend des Palazzo Pitti herabkömmt.

Hier findet sich neben einem Hause des Gärtners ein Springbrunnen von ganz besonderer Erfindung. Ein großer und schöner Kerl von weißem Marmor hat eine marmorne Butte auf der Schulter, woraus das Wasser in einen darunter gesetzten Kübel fließt, auf dessen Rand ein dabeystehender starker und derber Betteljunge mit zerlöcherten Hosen sich mit beyden Armen legt, um hineinzusehen. Die ganze Gruppe ist der Natur so ähnlich, als sie immer seyn kann. Mir ist aber der Name des vortreflichen Künstlers unbekannt.

Nach diesem Hause fängt der Thiergarten an, worinn der Großherzog verschiedene fremde Vögel, als Papagayen von allerley Art, Afrikanische Adler und Geyer, Perlhühner, Straußen 2c. wie auch einige vierfüßige seltne Thiere, als Asiatische Schaafe, Gemse, Steinböcke, Affen von allerhand Art, Meerkatzen, Murmelthiere 2c. unterhält. Unter den raren Vögeln ist ein Papagay von der

größern

größern Art, der gegen hundert und zwanzig Jahr alt ist. In der inwendigen Mauer sind einige Nischen angebracht, worinn Bildsäulen von Zwergen und buckeligten lächerlichen Menschen stehen, die ehedem Johann Gasto, der letzte Großherzog aus dem mediceischen Hause, zu seinem hohen Spaß an seinem Hof unterhalten hat. Andere wilde Thiere, Tieger, Leoparden, Wölfe rc. werden innerhalb der Stadt in einem Park bey S. Marko verwahrt.

Am Ende dieses kleinen Thiergartens, wendet sich aus der großen Straße ein Weg hinab gegen den zweyten Eingang des Gartens, wo Rechterhand ein großes Gebäude stehet, das von aussen einer großen Scheure ähnlich siehet, worinn man des Winters allerley Pflanzen vor der kalten Luft verwahrt.

Ich dachte anfänglich bey diesem Gartenthore meiner Beschreibung ein Ende zu machen; ich muß aber von der großherzoglichen Apotheke, welche weiter hinauf auf der linken Seite der großen Straße diesseits des Residenzschlosses liegt, noch ein paar Worte sagen. Sie hat ihre erste Anlage dem Prinzen Ferdinando,

ersten

ersten Sohn Kosmus des dritten, zu verdanken, und auf eine gewisse Art zur Erlöschung des mediceischeu Hauses Gelegenheit gegeben. Dieser Prinz war ein sehr großer Liebhaber der Chemie, und laborierte Tag und Nacht in dieser Apotheke, so daß er es in gesagter Kunst und in der Erkenntniß der Natur sehr weit gebracht hatte. Hierauf bildete er sich ein, unter der Menge seiner in dieser Apotheke verfertigten Medikamente müßte sich eins finden, welches ihn von der venerischen Seuche die er von Venedig mitgebracht hatte, befreyen könnte. Er folgte daher mehr seinem eigenen Rath als den Aerzten, und brauchte eins nach dem andern, bis er sich zu Tod kurierte. Daß nach seinem Tode Johann Gasto und der alte Kardinal Francesko zur Fortpflanzung untüchtig waren, ist bekannt. Also war diese Apotheke einigermaaßen Schuld an der Erlöschung des mediceischen Hauses. Bis zur Ankunft des Großherzogs Leopold war sie in schlechten Umständen. Jetzt aber ist sie durch den reichlichen Aufwand des Großherzogs und die große Geschicklichkeit des gelehrten Hrn. Hefers, Hofapothekers, aus Cöln am Rhein gebürtig, in der schönsten Verfassung. Der Großherzog,

der

der ein sehr wißbegieriger Herr ist, wohnt sehr oft den chemischen Operationen bey, und läßt nichts ermangeln, was zu größerer Vollkommenheit dieser Apotheke etwas beytragen kann. Gleich daran wohnt der großherzogliche Leibarzt, Herr Hasenöhrl, oder von Lagusius, Van Swietens würdiger Schüler, mein guter Gönner und Freund, den ich lebenslang verehren werde.

Rechterhand der großen Straße, der Apotheke gegenüber, steiget man hinan in einen ungemein schönen Küch- und Blumengarten, welchen der itzt regierende Großherzog mitten im Walde hat anlegen lassen. Die Orangerie- und Treibhäuser sind glänzend und schön eingerichtet, und was noch besser als dieses ist, so ist der Garten, ob er gleich ziemlich hoch liegt, mit Wasser reichlich versehen.

Soviel von dem Großherzoglichen Garten Boboli. Vielleicht bin ich in der Beschreibung desselben zu weitschweifig gewesen. Das müssen Sie aber, lieber Freund, meiner Begeisterung für dieses irdische Paradies zuschreiben. Es sind in den vielen Jahren meines dasigen Aufenthalts wenige Tage gewesen, wo ich denselben nicht früh oder spät besucht habe. Ich bin rc.

Sechzehnter Brief.

Vom Großherzoglichen Lustschloß Poggio a Cajano.

Wenige der Reisenden geben sich die Mühe die Großherzoglichen Lustschlößer in Toskana zu besuchen. Die es thun sind von der Klasse derer, die Geld genug haben, sich lang zu Florenz aufzuhalten, und sich hier und dahin führen zu lassen, diese aber geben selten Reisebeschreibungen heraus. Die übrigen, wenden ihre kurze Zeit an, die Merkwürdigkeiten der Städte Florenz, Siena und Livorno zu sehen, ohne sich weiter darum zu bekümmern, was auf dem Lande eben so sehenswürdig, als in den Städten seyn könnte. In den Lustschlößern des Mediceischen Hauses findet sich schätzbarer Beweise von der Liebe zur Pracht, und zu den Werken der Künste, wodurch sich dasselbe vor allen andern ausgezeichnet hat, als in der Stadt. Jene sind deswegen schätzbarer, weil die Medici einen großen Theil derselben als Privatbürger, und in den Zeiten, da die Künste ihrer Unterstützung am meisten nöthig hatten, zu Stande

gebracht

gebracht haben. Der reichen Belohnung dieser großmüthigen Mecänaten hatten es die schönen Künste zu verdanken, daß sie im sechszehnten Jahrhundert zu ihrer grösten Vollkommenheit gelangten.

Eins solcher Lustschlösser, worin einige vortrefliche Meister Gelegenheit gehabt haben, ihre Geschicklichkeit an den Tag zu legen, ist Poggio a Cajano, welches in einer Entfernung von ungefehr 2 teutschen Meilen von Florenz nicht weit von der Stadt Prato liegt. Seine Lage könnte nicht schöner seyn. Es erhebt sich gegen Osten, Westen, und Norden über eine weite fruchtbare Ebene; und gegen Mittag hat es die angenehmen Karminianischen Hügel vor sich, die den kostbaren Wein di Carmignano hervorbringen. Lorenzo de' Medici, il magnifico zugenannt, der gröste Gönner der Gelehrten und Künstler seiner Zeit, hat dasselbe gebauet, sein Sohn Pabst Leo X, mit vortreflichen Malereyen ausgeschmückt, und endlich der Großherzog Franciskus I. nach dem ersten Plan des Baumeisters Giuliano da S. Gallo zu seiner ganzen Vollkommenheit gebracht. Es ist in allen seinen Theilen prächtig, und desto

schöner

schöner, je einfacher und dauerhafter diese Pracht ist. Ich will mich aber weder bey der Beschreibung des Gebäudes selbst, noch der dabey befindlichen Gärten, Alleen, Springbrunnen, und Lustwäldchen aufhalten. Ich will Ihnen nur dasjenige davon abschildern, wodurch sich dieses Großherzogliche Lustschloß sonderbar auszeichnet.

Dieß ist der große gewölbte Saal, worin einige vortrefliche Künstler sich um die Wette beeifert haben, ihre Stärke in der Kunst zu beweisen. Das Gewölbe der Decke ist mit einer sonderbaren Art von Stukketurarbeit ausgeschmückt. Sie ist wie andere erhabene Arbeit in die Decke eingegraben und siehet erhabenen Figuren eines gegossenen Metalls ähnlich. So hart und glatt ist die Materie der Decke. Giuliano da S. Gallo hatte diese Kunst von Rom nach Florenz gebracht, und er war damals der einzige, der sie besaß. Die vier Wände sind von Andrea del Sarto, Franciabigio, und Jakob von Pontormo vortreflich bemalt. Ein Werk des ersten stellt auf einer Wand den Cäsar vor, wie ihm in Aegypten viele Nationen Geschenke bringen. Andrea del Sarto brachte

es nicht ganz zu Ende. Alexander Allori entdigte es.

Auf einer andern Wand hat Franciabigio den Cicero gemalt, wie er auf dem Kapitolium als ein Vater des Vaterlandes erklärt wurde, nachdem er von seiner Landesverweisung zurück berufen worden war; und auf der dritten Wand hat der nemliche den Konsul Titus Quinctius Flaminius abgeschildert, wie er im Rathe der Achäer sie ermahnt, von dem Bündnis, welches sie mit den Aetoliern zu schließen Vorhabens sind, abzustehen. Auf der vierten Wand ist das Gastmal abgeschildert, welches Siphax König von Numidien dem Scipio giebt, nachdem dieser den Asdrubal in Spanien geschlagen hatte.

Diese vier Gemälde beziehen sich auf eben so viele rühmliche Begebenheiten des prachtliebenden Lorenzo von Medici und Kosmus des ältern. Das erste spielt auf das Geschenke seltner Thiere, welches Lorenzo im Jahr 1487 von Gaitbey Sultan von Aegypten bekam. Unter andern Thieren war ein Kameelparde, welchen Angelo Poliziano in seinen vermischten Schriften abschildert. Das zweite beziehet

sich

sich auf Kosmus den ältern, wie er von den Florentinern zurück berufen, und Vater des Vaterlandes genannt wurde. Das dritte und vierte deutet auf Lorenzo, wie er in der Zusammenkunft zu Cremona die Anschläge der Venediger, die sich zu Herrn von ganz Italien zu machen im Sinne hatten, vernichtete, und wie er endlich vom König zu Neapel prächtig und großmüthig bewirthet wurde.

Hier und da im nemlichen Saale hat Jakob von Pontormo auch die Fabeln des Vertumnus, der Pomona, Diana und anderer Göttinnen schicklich angebracht, worin er seine ganze Geschicklichkeit gezeigt hat, weil er den zween andern Malern nacheiferte.

Aus dem großen Saal kommt man in einen kleinern, dessen gewölbte Decke von Domenico Gabbiani bemalt worden ist. Dieß vortrefliche Gemälde stellt Toskana vor, wie es Kosmus den Vater des Vaterlandes vor den Thron Jupiters führt, und von ihm verlangt, denselben in die Anzahl der unsterblichen Helden zu setzen, weil er den Frieden, die Tugend, und die Künste ins Vaterland

zurückgeführt hat. Unten um das Gemälde stehen viele Medallionen, worin die Vorfahren des Hauses Medici abgeschildert sind.

Was dieses Lustschloß in der Geschichte merkwürdig macht, ist der Todesfall der berühmten Bianca Capello, und ihres Gemahls Franciskus I. der sich hier auf eine tragische Weise zugetragen haben soll. Nachdem aber der so zuverläßige als berühmte Domenico Maria Manni unter den alten Handschriften der Bibliothek des Herrn Thomas Strozzi die Recepte der Arzneymittel gefunden hat, deren sich die beiden hohen Personen in ihrer letzten Krankheit bedient haben, und die sich auf nichts weniger als auf geschehene Vergiftung beziehen; so hat man Ursach, an der vorgegebenen Giftmischung der Bianca zu zweifeln. Ich habe auch anderwärts schon angezeigt, woher viele der schändlichen Erzählungen von dem Privatleben der Fürsten aus dem Hause Medici ihren Ursprung haben können.

Jedoch hat es seine Richtigkeit, daß die gesagte Bianca auf diesem Schloße allerley Künste und abergläubische Mittel gebraucht hat,

hat, die Liebe ihres Gemahls immermehr anzufeuern, und zum Trotz seines Bruders, des Kardinals Ferdinando, und ihres Feindes, sich einen männlichen Erben zu verschaffen. Es giengen immer Juden und Jüdinnen bey ihr aus und ein, die sich solcher abergläubischen Künste rühmten. Daß sie sich aber des Fetts unschuldiger Kinder bedient haben soll, ist wohl eine Erfindung der ihr gehäßigen Florentiner, die wunder meinten, was zwischen ihr und den Jüdinnen vorgieng. Abergläubische Mittel waren damals Mode. Wie viel Geld zog nicht durch diese Kunst der arglistige Pater Don Vajano Vajani aus den Händen des sonst vernünftigen Prinzen Pietro, Sohns des Großherzogs Kosmus I, welchem er im Podagra Hülfe versprach? und wie viele Kostbarkeiten erhielt er nicht von der leichtgläubigen Livia Vernazza, Gemahlin des Prinzen Johann, eines natürlichen Sohns Kosmus des ersten? Durch das Mittel eines Kapuziners Celio von Seravezza lockte er ihr einen Schatz der raresten Perlen, und eine Goldstange ab. Das Leben dieses Betrügers ist im Druck erschienen. Also sind auch in diesem Punkt die Farben, mit denen man die

Bianca Capello anschwärzt, häßlicher als sie es verdient.

Bey dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen, ihnen einen Ort zu Florenz anzuzeigen, wo die Bildnisse der Bianca und des Großherzogs ihres Gemahls am besten abgeschildert sind. Dieser ist über der Thüre des größern Kreutzganges im Dominikanerkloster S. Maria Novella, wo sie auf einer a Fresco gemalten Himmelfahrt Christi angebracht sind. Ein ungenannter Dichter hat sie, so schön wie sie da ist, in folgenden Versen beschrieben.

— — — — — — — —

Ah non vidi ai giorni miei
Una fronte si spaziosa,
Candidetta, come Giglio,
Una guancia, come rosa,
Ed un bruno amabil Ciglio,
Labbro angusto, viso pieno,
E qual neve bianco Seno
Tutto bello, tutto caro,
Che impazzir quasi mi fa.
L'amabil oggetto
E dolce e severo
Mi sveglia rispetto,

M'in-

M' inspira pietà.
E' degna d' impero
Cotanta beltà.

Ob es gleich gewiß ist, daß Sie in der unterirdischen Gruft zu S. Lorenzo in Florenz beygesetzt wurde, so gieng doch der Ruf unter großen und kleinen zu Florenz, ihr Leichnam sey zu Poggio a Cajano begraben worden, und man zeigte daselbst ihr vermeintes Grab. Um aus dem Zweifel zu kommen, ließ der itzt regierende Großherzog das vermeinte Grab öffnen, und man fand Mannsgebeine darin. Ein neuer Beweis von der Unzuverläßigkeit der Gerüchte in Ansehung der Bianca Capello. Leben Sie wohl.

Siebenzehnter Brief.

Etwas zur Lebensgeschichte des Michel-Angelo Buonarroti.

Der Pabst Leo X. ließ die Zeichnung der Mediceischen Begräbnißkapelle zu Florenz verfertigen, und Klemens VII, beide aus dem Hause Medici, ließ dieselbe nach der gesagten

Zeichnung bauen, die Leiche des in der Pazzischen Verschwörung ermordeten Julians, und des Lorenzo de Medici, Herzogs von Urbino, die des Pabsts Leo Brüder, und des Klemens nahe Anverwandten waren, daselbst beyzusetzen. Beider Grabmal verfertigte Michel-Angelo Buonarroti, und zierte jenes des Julians mit Bildsäulen, welche den Tag und die Nacht vorstellen, das andere aber mit den Bildern der Morgenröthe, und der Dämmerung. Als Kayser Karl V. diese vortreflichen Werke der Kunst sah, soll er voll Verwunderung gesagt haben: Stupisco, di non udirle parlare, ne di vederle alzarsi da sedere, Ich verwundere mich, daß sie nicht aufstehen, und sprechen. Worauf folgende Verse gemacht wurden:

La Notte, che tu vedi, in si dolci atti
Dormire, fù da un *Angelo* scolpita
In questo sasso, e perche dorme, ha vita.
Destala, se no'l credi, e parleratti.

Die Nacht, die du hier so süß schlafen siehst, hat ein Engel aus diesem Stein gebildet, und weil sie schläft, so lebt sie. Wecke sie auf, wenn du es nicht glaubst,

und

und denn wird sie mit dir sprechen. Darauf soll Michel-Angelo, der ein eben so großer Dichter als Bildhauer und Maler war, folgende Verse der Schlafenden Nacht in den Mund gelegt haben:

Grato m' è il Sonno, e più l' esser di Sasso,
Mentre che 'l danno, e la vergogna dura
Veder, non sentir mi è gran ventura.
Però non mi destar. Deh! Parla basso.

Es ist mir lieb, daß ich schlafe, und noch lieber, daß ich von Stein bin. Wie unglücklich wäre ich nicht, wenn ich unser hartes Schicksal, und unsere Schande sehen und fühlen müßte! Darum, Lieber! wecke mich nicht, und rede leise. Diese Antwort beziehet sich auf den Verlust der Republikanischen Freyheit, welche Karl V. den Florentinern vor kurzem geraubt hatte, als er die Stadt mit Gewalt einnahm, und einem Herzoge aus dem Hause Medici unterwarf. Er konnte freylich diese Verse nicht auf die Bildsäule selbst einhauen; denn das würde den hier begrabenen Medici zum Spott gereicht haben. Sie beweisen aber den Republikanischen Geist des Michelangelo Buonarroti.

Achtzehnter Brief.

Von dem Großherzoglichen Lustschloß Pratolino.

Dieses prächtige Lustschloß hat der Großherzog Franciscus I. durch die zween Baumeister Buontalenti, Vater und Sohn bauen lassen. Im grössern Saal desselben stehet eine Zuschrift, welche uns belehrt, daß 1575. geendiget wurde. Das Schloß selbst ist ins gevierte gebauet und hat so wohl unten als oben sechzehn Zimmer, mit zween großen Sälen, die zu Zeiten der Mediceischen Großherzoge, welche daselbst sich oft aufhielten, mit sehr prächtigen Tapeten und andern kostbaren Mobilien ausgeschmückt waren; die aber so wie in allen übrigen Großherzoglichen Lustschlössern nach und nach verschwunden sind, nachdem das Hauß Medici erloschen, und unter dem Kaiser Franz die Aufsicht dieser Schlösser Lotharingischen Familien anvertraut worden ist. Die schöne Freßkomalereyen an den Decken und Wänden will ich hier übergehen, weil sie dasjenige nicht sind, wodurch sich dieses Schloß vor andern hervorthut. Die-

ses sind vielmehr die ungemein vielen Wasserkünste, Springbrunnen und Grotten, welche sowohl innerhalb des Gebäudes, als rings um dasselbe, und in dem weitschichtigen Garten anzutreffen sind.

In einer Kammer des Schlosses stehet eine Orgel, deren Blasbälge durch das Wasser in Bewegung gesetzt werden. Auf einem weiten runden Platze vor dem vornehmsten Eingang des Schlosses ist ein großer Teich, auf dessen Rande ein Riese aus festem Sandsteine, sitzt, der 36 Ellen hoch seyn würde, wenn er aufrecht stünde. Er stellt den Appennin vor. Aus dem Rachen eines unter ihm liegenden Drachen schießt ein dicker Wasserstrohm hervor. Im Bauche des Riesen ist eine artige frische Grotte, mit Nichen, Muscheln, und verschiedenen kleinen Wasserkünsten ausgeschmückt. Hinter dem Apennin erhebt sich dem Schloße gegen über ein ungeheuer großer fliegender Drache, aus dessen Rachen eine gewaltige Menge Wasser in den Teich herabströhmt. Darauf eröfnen sich weiter gegen Norden drey lange Schattenreiche, und immer grüne Alleen, welche zu einem Laberint hinauf füh-

ren, in dessen Mittelpunkte ein marmorner Jupiter, mit einem Adler, aus schwarzen Marmor zur Seite stehet, welcher mit der rechten Hand einen stark vergoldeten und glänzenden Donnerkeil schleudert, woraus aus beiden Spitzen Wasserstrahlen hervor spritzen. Neben ihm stehen zween andere hohe Springbrunnen. Hinter diesem Laberint erhebt sich noch immer eine Allee über eine halbe Stunde Berg an, so daß diese ganze Strecke die herrlichste Aussicht von dem Schloß bildet.

Rechter Hand von dem Laberinte hinab liegt ein kleiner sechseckiger Tempel mit einer Kupel, die mit einer Gallerie umgeben ist, bey welchem ich mich aber nicht aufhalten will, um andere wasserströhmende Bildsäulen etwas weiter hinab auf diesem Wege zu betrachten, nemlich einen Perseus aus roth gesprengeltem Marmor, auf der Spitze eines kleinen Steinhügels, und nicht weit davon einen Aeskulap, und einen Bär mit seinen Jungen, jede Bildsäule mit springenden Wasserstralen geschmückt.

Ehe man auf diesem Wege zu den größern Wasserkünsten zurück kommt, trift man eine hohe und geräumige Halle an, welche zu verschiedenen Turnierspielen bestimmt ist, besonders zum Ringelrennen vermittelst einer Walze die mit acht hervorragenden Bäumen versehen ist, auf deren Spitze die Ritter auf hölzernen wohlgesattelten Pferden, oder die Damen auf weichen Lehnstühlen sitzen, im schnellen Herumfahren der Walze und der Bäume die oben in der Halle ringsum hängenden Ringe so herab zu stechen, daß sie an der Lanze hängen bleiben. Wer am Ende des Spiels die meisten Ringe abgestochen hat, der hat gewonnen.

Endlich kömmt man zum Schloß zurück, und findet auf der Seite desselben eine lange Grotte, die in viele kleinere abgetheilt ist, mit unzähligen Wasserkünsten. Man nennt sie deswegen il Diluvio. Die erste dieser zusammenhangenden Grotten heißt Galatea, und ist so gebauet, daß man glauben sollte, sie stürzte alle Augenblick ein. Glänzende Muscheln bedecken ihre Wände und Decke, und in der Mitte ist ein Meer von hellem Wasser,

er, aus welchem sich Felsen erheben, die mit Korallen und Meerschnecken bedeckt sind. Unvermuthet erscheint ein Triton, der auf einer länglich gewundenen Seemuschel bläßt. So gleich eröfnet sich ein Fels, und Galatea kommt, auf einer vergoldeten Muschel sitzend, hervor, von zween Delphinen gezogen, die aus ihrem Rachen Wasser ausspeyen. Zwo andere Muscheln, aus deren Mitte hohe Wasserstralen hervorspritzen, begleiten sie auf beiden Seiten bis ans Ufer. In den Ecken der Grotte stehen in hohen Nichen von gesprengeltem Marmor, zween marmorne runde Tische mit vielen eben so runden Aufsätzen, in welchen das ringsum herabfallende Wasser gläserne Kanäle bildet.

In andern Grotten siehet man auf grossen Wasserschaalen zwo erzene Harpyen, die Wasser ausspeyen, und einen Knaben mit einer Weltkugel, die vom Wasser umgedrehet wird, und noch zwo andere dergleichen Harpyen, die aber mit mosaischer Arbeit durchaus bekleidet sind. Zu den Füßen des gesagten Knabens sind in einem kleinen Teiche Enten, die sich ins Wasser tauchen und trinken. Eine

andere

andere Grotte stellt eine Badstube vor, die ringsum mit Spiegeln bedeckt ist. Indeß man sich auf allen Seiten siehet, weicht der Boden unter den Füßen, und man wird budelnaß. Fast in allen Grotten sind betriegerische Sitze an den Wänden angebracht. Setzt man sich nieder, so spritzt ein Wasserstrahl unter den Füßen gerade empor. Wehe alsdenn den Damen! denn der eiskalte Wasserstrahl trift ihre empfindlichsten Theile. Man darf aber nur so sitzen, daß man mit den Füßen die Erde gerade unter dem Sitze nicht berührt, so entgehet man der Gefahr.

Weiter finden sich in andern Grotten Schäfer mit ihren Heerden, der Raub der Europa, Neptun, der von Tritonen gezogen im Wasser einherfährt, ein achteckiger Marmorner Tisch auf dessen jeder Ecke eine Vertiefung ist, Flaschen-Wein darin zu kühlen, ein Mann der wie ein Mundschenk Wasser einschenkt, Wassermühlen in vollem Gange, kleine Bildsäulen, die hin und her gehen, singende Vögel, ein Frauenzimmer, die mit einem Eimer in der Hand aus einer Thür, die sich öfnet, hervor kommt, und unter dem Schall eines Tu-

delsacks, den ein naher Hirte bläßt, eine ziemliche Strecke fortgehet, bis sie an einen Brunnen kommt, wo sie Wasser schöpft, und ihren Weg durch die Thüre, welche sich hinter ihr schließt, zurückgehet. Man nennt sie la Samaritana. Aber das schönste unter allen Kunststücken ist, der Samariterinn gegenüber, eine Festung, welche von einer großen Menge Soldaten von aussen bestürmt, und von innen vertheidigt wird. Kanonen und Flinten spritzen Wasser aus. Man hört die Drommeln schlagen, und ein gewaltiges Geräusche; und alles wird durchs Wasser in eine wilde Bewegung gesetzt.

Ausser der Grotte sind in dem großen Park noch sehr viele Wasserkünste, die einen nicht weniger in Verwunderung setzen. Unter der Treppe, wo man in den Park von Seiten des Schloßes hinabsteigt, stehet in einer Grotte die Bildsäule der Fama mit einer vergoldeten Posaune, ein trinkender Drache, ein Bauer, der eine Schale darreicht. Wenn das Wasser zu spielen anfängt, so bläßt die Fama die Posaune und schwingt die Flügel; die Schale wird mit Wasser angefüllt, der Bauer

reicht

sie dar, und die Schlange taucht ihren Kopf hinein, und trinkt. In einer der Fama gegenüber stehenden Grotte sitzt Pan, der durch die Bewegung des Wassers aufstehet, auf der Flöte bläßt, den Kopf bewegt, und sich wieder niedersetzt.

Unter der gesagten Treppe fängt eine lange Allee zwischen hohen Gebüschen an, wo von beiden Seiten Wasserstrahlen bogenweise übereinander schlagen, so daß man wie in einer Lauberhütte trocken darunter weggehen kann. Diese Allee endigt sich mit einem runden Teiche, an dessen äusserstem Ende die Bildsäule einer Wäscherinn stehet, die durchs Wasser in Bewegung gesetzt wird, ein vortrefliches Werk des Valerio Cioli. Von diesem Teich gehet eine andere Allee nach dem Schloß zurück, worauf man drey Wassermeere, und zur Seite auf einem mit Lorbeerbäumen besetzten Hügel, den man den Parnaß nennt, Apollo mit den neun Musen, und das gepflügelte Pferd Pegasus antrift. Hier hört man auch eine Hidraulische Orgel spielen. Darauf stößt man auf eine große Eiche, um welche sich zwo Treppen auf einen Boden winden, wo man

unvermuthet einen schönen Springbrunnen antrift.

Nicht weit vom Schloß kömmt man auf diesem Wege zu einem kleinen viereckigten, mit einem mamornen Geländer umgebenen Theater von Ammanato, in dessen Mitte sich ein weites rundes Wasserbecken erhebt, um welches fünf Bildsäulen stehen, aus denen Wasser springt. Auf jeder Ecke des Theaters stehet ein zehn Ellen hoher marmorner Stamm eines zerbrochenen Baums, mit einem vierfüßigen Thiere. Gehet man rechter Hand weiter, so findet man einen 100 Ellen langen und 50 Ellen breiten Käfig, der ganz mit eisernem Drath umflochten, auf eisernen Böcken durchaus in der Luft stehet. Er enthält unter vielem Gebüsche von Lorbeer- und andern Bäumen und Pflanzen eine Menge Singvögel, die sich aus einem Wasserbecken tränken können.

Auf dem andern Wege, der von der oben genannten Waschfrau gegen Westen zum Schloß zurückführt, findet man unter verschiedenen andern artigen Erfindungen eine Stockuhr, welche die Stunden schlägt, und acht Ellen

Ellen über derselben eine Kugel mit einem Glockenspiel, und oben mit einem Wetterhahn, welche Stücke insgesamt durch Wasser getrieben werden. Nicht weit davon stehet in einer kleinen Grotte ein kleiner artiger Satyr mit einer Flasche an einem marmornen Fasse, und füllt Wasser ein, und nicht viel weiter eine andere runde Grotte, die man Cupido nennt, weil seine erzene Bildsäule darin stehet, die sich unvermuthet umdrehet, und die Zuschauer mit Wasser bespritzt. Diese Grotte ist ganz voll Betrug. Denn man mag darin stehen oder sitzen, wo man will, so wird man mit einem Wasserguß bewillkommt. Aus der obern Kupel springt auch das Wasser hoch über die Grotte hinauf. Auch dieser Weg endigt sich mit einem Theater, in dessen Mitte ein erhabenes marmornes Wasserbecken stehet, mit einigen Hähnen, die Wasser von sich geben. Hierbey stehen einige marmorne Bildsäulen, worunter ein Bauer ist, der ein Faß in einen marmornen Kübel ausgießt, worauf Phaetons Fall in erhabener Arbeit abgebildet ist.

Ich würde nicht fertig, wenn ich alle weniger beträchtliche Wasserkünste, und Spring-

brunnen nennen wollte, die diesen angenehmen Aufenthalt zieren. Es ist nur Schade, daß einige der vortreflichen Kunstwerke nach Erlöschung des Mediceischen Hauses verderbt worden sind, unter welchen die im Schloß befindliche Wasserorgel ist, und daß keine Sorge getragen wird, dieselbe wiederherzustellen. Der Hof besucht dieses Lustschloß wenig oder gar nicht, obgleich die Luft und das Wasser hier ungemein gesund sind. Leben sie wohl.

Neunzehnter Brief.

Ueber die Briefe des Peranda und etwas zu seiner Lebensgeschichte.

Was ich von den italienischen Briefen des Peranda, und von der Jenaischen Auflage des Herrn Fraporta halte? — Diese Edition hat zwar hier und da Druckfehler, welche der Herausgeber am Ende des Buchs wohl hätte anmerken können. Sie verdient jedoch wegen der verbesserten Orthographie vieles Lob. Ich billige aber nicht, daß er im Text selbst Veränderungen vorgenommen, indem er, wie er

in der Vorrede sagt, gewisse veraltete Wörter und Partikeln, die das Ohr der Neuern beleidigen, ausgelassen, und mit solchen Wörtern ersetzt hat, welche in den berühmtesten Schulen gelehrt, und von den neuesten Schriftstellern an die Hand gegeben werden. Denn gesetzt auch, daß sich in den Briefen des Peranda veraltete Wörter fänden, so ist es einem Herausgeber fremder Werke nicht erlaubt, nach Wohlbedünken darin auszustreichen, was in seinem Ohre nicht gut klingt. Nach vielen solchen Herausgaben würde endlich die Urschrift unkenntlich werden. Dazu ist auch einem jeden, der die Italienische Sprache lernt, nicht nur daran gelegen, daß er die neuern, sondern auch die ältern Schriftsteller, worinn solche Wörter vorkommen, vollkommen verstehe. Wäre nun eine jede neue Edition der ältern Werke auf solche Weise verbessert, so würden dieselben für den grösten Theil der Leser unverständlich, und man würde endlich unsicher werden, ob die alten so oder anders geschrieben haben. Das beste was er hätte thun können, war, daß er die veralteten Wörter stehen ließe, und in Anmerkungen besser anzeigte.

So ist es auch schwer zu vermuthen, daß ein in allen Welthändeln erfahrner, und im Schreiben höchst geübter Mann, wie Peranda war, sich in seinen Briefen, die sonst nicht das geringste Affektirtes an sich haben, solcher Wörter bedient habe, die zu seiner Zeit unter artigen Leuten nicht gangbar waren. Wer weiß aber nicht, daß die italienische Sprache im 16 Jahrhundert, da Peranda lebte, in der grösten Blüthe war? und Wem ist unbekannt, daß sowohl die neuern als damaligen Italiener sich dieses jederzeit zum Gesetze gemacht haben, die ältern Wörter und Redensarten, wofern sie sich nur auf bewehrten Schriftstellern gründen, nicht nur zu brauchen, sondern auch wieder einzuführen, wenn sie ausser Gang gekommen sind? Durch dieses Gesetz haben sie es auch so weit gebracht, daß unter allen lebenden Sprachen keine ist, die sich in Zeit von fünf hundert Jahren so wenig verändert hat, als die Italienische. Waren also die Wörter des Peranda in dem aufgeklärten und wohlgearteten 16 Jahrhundert unter Großen und Gelehrten gangbar so ist es wenigstens sehr gefährlich, sie als *parole rancide* auszustreichen.

Indeß

Indessen hat doch dieses den Briefen so viel nicht geschadet, daß sie unbrauchbar würden. Sie sind allerdings für einen Liebhaber der italienischen Sprache sehr nützlich. Denn die Sprache darin ist durchaus ächt, deutllich, natürlich, und der Würde einer jeden Person, mit der er spricht, angemässen. Der Herausgeber würde aber den Teutschen einen großen Gefallen gethan haben, wenn er die Briefe mit den itzt gewöhnlichen Titulaturen angefangen, das ewige vi bacio le mani am Ende eines jeden Briefs ausgelassen, und nach gangbaren Gebrauch geschlossen hätte.

Ich wundere mich auch, daß der Herausgeber nicht nur keinen kurzen Auszug von des Verfassers Leben geliefert hat; sondern sogar in seiner Vorrede sagt, er habe im funfzehnten Jahrhundert gelebt, und sey Sekretär des Kardinals Cesi gewesen, obgleich die Data der Briefe selbst, und der Inhalt deutlich beweisen, daß er am Ende des sechszehnten Jahrhunderts in den Diensten des Kardinals Heinrich Caetano war, und alle Briefe, die wir von ihm haben, als Sekretär derselben, zu Rom geschrieben hat. Daß er zu Bononien

in dem ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts gebohren war, läßt sich aus seinem 121 Brief an den Kardinal Caetano, und aus dem 72 an den Kardinal Valiero beweisen. In dem ersten Brief empfielt er seinem Herrn, der damals Legat zu Bononien war, einen dasigen Bürger des Namens Ercole Basso, und nennt ihn seinen Landsmann. Jedoch sollte man ihn fast für einen Venezianischen Edelmann halten, weil er, in einigen an Johann Baptist Peranda nach Venedig geschriebenen Briefen, diesen Eccellenza, und Vatersbruderssohn nennt. Wenigstens scheint er aus Venedig herzustammen. In dem andern Briefe, der im Jahr 1575 geschrieben ist, sagt er dem Kardinal Valiero, er habe ihn vor 30 Jahren zu Padua als einem in Sprachen und Wissenschaften geübten Studenten gekannt, und vertrauten Umgang mit ihm gehabt. Wenn ich nun annehme, daß er damals 20 Jahr alt war, so fällt das Jahr seiner Geburt ungefehr ins Jahr 1525 hinaus. Hieraus erhellet zugleich, daß er die höhern Wissenschaften zu Padua studiert hat, und seine Briefe beweisen, daß er sich mit besonderem Fleiße auf die bürgerlichen und kanonischen Rechte gelegt habe.

Ver=

Vermittels eines gewissen Herrn Ottaviano Brigidi, Sekretärs des Pabsts Pius V, kam er 1570 in die Dienste des Kardinals Heinrich Caetano. Der erste seiner vorhandenen Briefe, der an den gesagten Herrn Brigidi gerichtet ist, und die darauf folgenden, welche er als Sekretär des Kardinals geschrieben hat, beweisen nicht nur dieses, sondern geben uns auch die Nachricht, daß damals seine Jugendjahre schon verflossen waren, daß er vorher einem andern Kirchenprälaten als Sekretär gedient, dessen unvermutheter Tod alle seine Hofnungen vereitelt hatte, und deswegen in bedürftige Umstände versetzt war, weil er sich keine gewisse Besoldung vorbedungen hatte. Daher war er nun vorsichtiger, und bat seinen Gönner, ihm ein bestimmtes Gehalt zu verschaffen, mit dem Beding, seinem Herrn nie anders als Sekretär, und nirgends, als zu Rom, zu dienen. Seine Briefe bezeugen auch, daß er den Kardinal weder nach Bononien, wo er päbstlicher Legat und Statthalter war, noch nach Frankreich und Polen, wo er mit vielem Ruhm päbstlicher Abgesandter war, begleitet hat. Indessen verwaltete er zu Rom die Geschäfte seines Herrn

mit sehr großer Geschicklichkeit, Treue, und Wachsamkeit, und that mehr die Dienste eines treuen Freunds und Rathgebers, als eines Sekretärs. Die vornehmste Ursach, warum er sich ausbedung, seinem Herrn ausser Rom nicht zu folgen, mag wohl diese gewesen seyn, daß er verehligt war, und Kinder hatte *).

Er hatte das Unglück, an den Augen zu leiden, so daß er 1575 schreibt **), er habe zwey Jahr seinem Amte nicht vorstehen können. Jedoch war er damals noch nicht blind, und wir finden, daß er noch im Jahr 1594 die Geschäfte des Kardinals betrieb. Wenn er also nach der Erzählung des Janus Ricius Erythräus ***) ganz blind geworden ist, so muß dieses nach dem Jahr 1594, folglich da er schon über siebenzig Jahr alt war, geschehen seyn. Der gesagte Schriftsteller setzt noch dieses hinzu, er habe seine Blindheit mit der größten Gelassenheit erduldet, und daher habe Trajanus Boccalinus in seinen Actis Parnaßi, woran Peranda ein Mitarbeiter war, Gelegenheit

*) Parte 1. Letter. 123. 144.

**) Letter. 71. Parte 1.

***) Pinacotheca imag. illustr.

genheit genommen, zu dichten, Apollo habe ihm durch einen Bothen ein Arzneymittel zugeschickt; worüber er sich zwar gefreuet, da er aber gehört, der Weltlauf werde noch immer schlimmer, als er zuvor war, habe er das Arzneymittel nicht angenommen, und den Bothen zurück geschickt, mit der Antwort: Was soll ich mit den Augen? Sehen, was ich nicht zu sehen mir die Augen viel lieber ausstechen lassen würde? Darum gehe fort, und sage dem Apoll in meinem Namen großen Dank für seinen guten Willen.

In seinem 71 Briefe sagt er, sein vornehmstes Einkommen bestehe in einer von seinem Herrn erhaltenen Pfründe zu Kapua, welche 150 Scudi abwerfe, welches in jetzigem Gehalte ungefehr 225 Thaler ausmacht; und beklagt sich, er habe eine andere Pension, die er von einer Pfründe zu Mantua bis dahin genossen hatte, verlohren. Seine Einkünfte waren also ziemlich eingeschränkt. Jedoch sagt Janus Nicius Erythräus, oder vielmehr Johannes Viktor Roscius in seiner Pinacotheca, der Kardinal Caetano habe nie aufgehört, ihn mit Geld und Geschenken zu

unterstützen; und er würde reich geworden seyn, wenn er das Geschenkte zu erhalten gewußt hätte. Er wandte aber dieses und noch mehr an seltene Bücher, und an Leute, die ihm versprachen, Marmorne und Erzene Alterthümer auszugraben, und wurde in der Hofnung des Gewinns betrogen. Eines Tags verdarb ihm der Lieblingsaffe des Kardinals, der sich losgerissen, und in das Zimmer des Abwesenden Peranda versteckt hatte, ein seltenes Buch, welches er lang gesucht, und mit vielem Geld erkauft hatte. Aus langer Weile hatte er die Baumwolle aus dem Dintenfaß genommen, und alle Seiten des Buchs damit angeschwärzt.

Er war kein Mann, der mit sich spielen ließ, so arm und bedürftig er auch war Dieß bezeuget folgender Brief, den er gleich zu Anfang seines angetretenen Dienstes den Brudersöhnen des Kardinals nach Perugia geschrieben hat: **Wohlgebohrne Herrn! Sie kennen mich nicht recht, wenn sie glauben, daß sie, mich zu ihrem Dienst williger und fleißiger zu machen, mit Eseln oder faulen Schlingeln um sich werfen können. Stock-**

schläge,

schläge, Larven, und böse Gesichter vermögen bey mir nichts. Nur mit Liebkosungen bringt man mich zu recht Ich habe Ihnen wenig oder viel mit jedem Posttage geschrieben, aber nie so wenig, daß es nicht mehr war, als was Ihnen ein jeder anderer ihrer Diener geschrieben hat. Wozu also mit aufgehobenen Rissel und so strozend auf mich losgehen? Man schreibe mir nicht mehr auf solche Weise; denn ich schwöre es euch bey meinem Leben, und bey allem was ich lieb habe, daß ihr nie wieder einen Buchstab von mir sehen werdet. Weil mirs aber äusserst wehe thun wird, mich in diese Nothwendigkeit gesezt zu sehen, und mehr wünsche meinen Herrn zu dienen, als von Ihnen Wohlthaten zu erhalten, so hab ich mich entschlossen mit meinen Wohlgebohrnen Herrn zu Kapituliern, und zu erklären, wie ich von Ihnen behandelt seyn will, wann ich Ihnen ferner dienen und schreiben soll. Erstlich soll man mir nicht gleich trozen, wenn ich manchmal nicht schreibe, oder kurz schreibe; und meine Entschuldigungen soll man für gültig annehmen — daß ich Komplimente machen, oder nicht machen,

Ortho-

Orthographisch schreiben, allerhand Wörter brauchen, oder es unterlassen dürfe — daß man mir nichts anbefehle, wozu ich Geld vorschießen muß. Daß ich den Kardinal nicht bitten müsse, Unkosten zu machen und seinen Herrn Vettern über das gewöhnliche Geld zu schicken — daß ihr Diener für seine Mühe manchesmal mit den Früchten ihres Landes belohnt werde. Mit diesen Bedingungen, und andern die ich nöthigen Falls hinzusetzen werde, wird mein Briefwechsel seinen Gang haben, sonst *aeternum silentium*.

Ich habe Ihnen diesen Brief fast ganz anführen wollen, weil er dienen kann den Charakter des Peranda ein zu sehen. In welchem Jahre er gestorben sey, ist mir unbekannt. Jedoch scheint es, er habe das Ende des 16 Jahrhunderts nicht überlebt. Ich bin rc.

Zwan-

Zwanzigster Brief.

Von Alexander de' Medici, erstem Herzog zu Florenz.

Alexander de' Medici ward zwar für einen natürlichen Sohn des Lorenzo, Herzogs von Urbino, gehalten; dieses ist aber sehr ungewiß, denn seine Mutter Anna, welche eine Leibeigene des Lorenzo war, hatte es auch mit Giulio, Prior zu Kapua, nachmaligem Pabst Klemens VII, und sogar mit einem Kutscher zu thun. Er war 16 Jahr alt, als Pabst Klemens VII, den Florentinischen Staat in seinem und des Ippolito Medici Namen durch den Kardinal Silvio Passerini regieren ließ, und, so weislich als sich dieser betragen mochte, die Florentiner nach einer Gelegenheit, das Mediceische Joch endlich ganz und gar abzuwerfen, sich sehnten. Diese bot sich ihnen dar, als 1527 Klemens VII im Kastell Santangelo gefangen saß, und sie von ihm nichts zu befürchten zu haben glaubten. Sie verbannten alsdenn einstimmig die zween Jünglinge Ippolito und Alexander aus der Stadt.

Es

Es geschah aber im Jahr 1529, daß der Pabst sich nicht nur mit dem Kaiser versöhnte, sondern auch von ihm das Versprechen erhielt, den Alexander zum Haupt der Florentinischen Republik zu erheben, und seine natürliche Tochter Margaretha mit ihm zu vermählen. Dazu wurde auch zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich der Friede geschlossen, unter dessen Artikeln auch dieser war, daß der König wider den Willen des Pabsts die Florentiner, seine bisherigen Bundsgenossen, auf keine Weise begünstigte. Darauf wurden die Florentiner von einem mächtigen Heer, welches aus päbstlichen und kaiserlichen Soldaten bestand, und vom Pabst besoldet war, nach einem hartnäckigen Widerstand von 11 Monathen gezwungen, die vertriebenen Medici 1530 in ihre Güter und Würde wieder einzusetzen, 1531 Alexander als Oberhaupt ihrer Republik zu verehren, und ihm 20000 Goldgülden (Dukaten) jährliches Einkommen zu verwilligen. Damals befand sich Alexander am Kaiserlichen Hof, und war 20 Jahr alt. Weil der Kaiser durch Antonio Mussettola, seinen Bothschafter am päbstlichen Hof, den Florentinern die schwere Beleidigungen,

die sie ihm als Bundsgenossen des Königs von Frankreich zugefügt hatten, vorstellen, und sie versichern ließ, Sie hätten die Abwendung der verdienten Rache der Vorbitte seines Eidams Alexanders einzig und allein zu verdanken, so sahen sie ihn nun an, als den Erretter des Vaterlandes, schickten ihm Abgesandten entgegen, und führten ihn mit großer Feyerlichkeit in die Stadt ein, nachdem er sich der Festungen zu Pisa und Livorno versichert hatte.

Er hatte nun zwar noch nicht die Würde eines Fürsten, die er nicht lang hernach erlangte; es geschah jedoch alles nach seinem Willen. So jung er war, so scharfsichtig, und gesetzt bewieß er sich in seinen Urtheilen. Er gab oft, und in allen Orten Gehör, und fertigte einen jeden kurz ab. Er gieng gern und vertraulich mit der Florentinischen Jugend um, lud sie oft zur Jagd, zum Ballonspiel, und zum Essen ein. Unter allen waren sein Vetter Lorenzo de' Medici, und Filippo Strozzi mit seinen Söhnen seine vertrautesten Freunde. Aber beide waren eigentlich seine ärgsten Feinde. Denn sie suchten ihn zur Weiberlust zu verleiten, und ins Verderben zu stürzen, um ihre Absichten zu erreichen. Filippo gieng in der Verstellung so weit, daß er, den Kar-

dinalshuth für seinen Sohn Pietro zu erhalten, dem Pabst Klemens den Antrag that, den Alexander zu einen uneingeschränkten Fürsten zu erheben. Er wußte, daß der Pabst nichts mehr wünschte, als dieses, sich aber nicht getraute, es ausdrücklich von den Florentinern zu verlangen. Filippo fà tu, ma nollo dire, sagte er dem Filippo. Dieser brachte auch mit Hülfe seiner Freunde die Sache so weit, daß Alexander den ersten May 1532. zum erblichen Herzog vom Florentinischen Rath und Volke ausgerufen wurde. Es blieb nur dadurch ein Schatten der Republik über, daß 48 Räthe seyn sollten, welche die höchsten Magistrats-Personen in und ausserhalb der Stadt wählten, und was die übrigen Staats-Bedienungen betrift, so sollten diese durch die Wahl von 200 Männern besetzt werden, jedoch alles mit Beyfall des Herzogs. Die Regierung des Staats sollte ihm durch vier Regierungsräthe erleichtert werden.

Mit der Fürstlichen Würde begleitet errichtete er eine Landmiliz von 10000 Mann, und zur Sicherheit seiner Person eine Leibgarde von 300 leichten Reutern, die ihn auf der Jagd und wenn er sonst sich von der Stadt entfernte, begleitete. Damit aber die Ausgaben nicht

größer

größer als die Einnahme wären, so vermehrte er die Abgaben des Volks bis auf 400000 Dukaten.

Im Jahr 1532 besuchte er den Kaiser und Pabst Klemens VII. zu Bononien, und wurde von denselben mit so vielen Ehrenbezeugungen und Versicherungen der Freundschaft aufgenommen, daß dieses nicht wenig zur seiner Verblendung, und zur Verschlimmerung seiner Sitten beytrug. Denn von dieser Zeit fieng er an, die Regierungsgeschäfte zu vernachläßigen, und den Gelüsten der Jugend, sich über alle massen zu ergeben. In der Weiberlust gieng er so weit, daß er nicht nur der Ehre der adlichen Häuser nicht schonte, sondern auch in die Nonnenklöster eindrang. Diesen Hang zu befriedigen und seine Gunst zu erwerben, stellten viele des Florentinischen Adels köstliche Abendmahlzeiten an, wo die jüngsten und schönsten Damen eingeladen, und ganze Nächte mit schmausen und tanzen hingebracht wurden. Hier erschien der Herzog jederzeit so maskiert, daß ihn jedermann kannte, von den Mitgenoßen seiner Wollust begleitet. Diesen gab er oft Gelegenheit zur Eifersucht, welches hernach zu seinem größten Verderben ausschlug. Pabst Klemens VII.

ermahnte ihn oft durch Briefe, von diesem verderblichen Lebenswandel abzustehen; aber alles war vergeblich.

Vielleicht würde ihn eine vernünftige Gemahlin von seinen Ausschweifungen zurück gehalten haben. Allein seine Braut Margaretha war noch nicht mannbar. Sie befand sich in den Niederlanden bis ins Jahr 1532, da Sie auf Befehl des Kaisers nach Neapel geführt wurde, um daselbst unter der Aufsicht des Vicekönigs Don Pietro di Toledo und seiner Gemahlin Virgina das mannbare Alter zu erwarten. Jedoch wurde er daselbst durch Kommissarien mit ihr vermählt. Auch wurde Sie bey ihrer Durchreise zu Florenz im Hause Medici königlich bewirthet, und acht Tage mit feyerlichen Spielen beehrt.

Im Jahr 1533. ereignete sich eine Begebenheit, welche dem Herzog vielen Verdruß und Kummer verursachte; wozu er aber selbst durch seine Ausschweifungen Gelegenheit gegeben hatte. Julian Salviati, ein Günstling des Herzogs (weil er ihm seine Frau aus dem Sienesischen Hause Chigi Preiß gab,) war von Pietro Strozzi und Francesco Pazzi wegen Liebeshändel verwundet worden. Sie leugneten es, und Julian konnte es nur durch

die

die empfangenen Wunden beweisen. Nichts desto weniger ließ Sie der Herzog in einen schimpflichen Kerker werfen, und war willens Sie durch die Tortur zum Geständniß zu bringen, als vom Pabst Klemens der Befehl kam, Pietro Strozzi augenblicklich in Freyheit zu setzen. Der Herzog gehorchte, und entließ auch den mitschuldigen Francesco de' Pazzi. Anstatt aber, daß diese zween rasche Jünglinge gegen ihren Befreyer sich dankbar bezeigten, so entwichen sie rachbegierig aus der Stadt, und begaben sich nach Frankreich zu Filippo Strozzi, der vom Pabst Klemens als Botschafter dahin geschickt war, Katherina de' Medici Heinrich dem Herzoge von Orleans zu zuführen, oder vielmehr ihn als einen gefährlichen Mann von Florenz zu entfernen. Denn er war Willens, ihn zum beständigen Botschafter am Französischen Hofe zu bestellen. Er war über alle massen reich, durch eine ausgebreitete Blutsverwandtschaft mit sehr vielen adlichen verbunden, von sieben tapfern Söhnen unterstützt, unternehmend und klug. Dabey war er ohne Religion, und von verderbten Sitten. Diese Mängel bedeckte er aber durch die Lebhaftigkeit und Gegenwart seines Geistes, durch die Freygebigkeit gegen

seine Freunde, und einnehmende Höflichkeit gegen Jedermann. Dem Pabst schien nun nichts gewissers zu seyn, als daß Filippo Strozzi die seinem Sohn zugefügte Schmach rächen würde. Daher gab er Alexandern den Rath, eine Festung anzulegen, womit er die Bürger allenfalls im Zaum erhalten könnte. Man fieng auch wirklich 1534. an, den Grund dazu zu legen, als Pabst Klemens VII. in einem Alter von 56 Jahren mit Tode abgieng, da er fast 11. Jahr regiert hatte. Dieser Todesfall, wodurch Alexander gleichsam seinen rechten Arm verlor, trieb ihn noch immer mehr an, den Bau der Festung (die itzt Fortezza a basso oder di S. Giovanbattista genannt wird) fortzusetzen; und man brachte es in wenigen Monaten so weit, daß man Sie mit Soldaten besetzen konnte. Es arbeiten täglich 3000 Arme des Landes, die mit Gewalt dazu gezwungen wurden, und für ihre Arbeit nichts als das Brod, ihren Hunger zu stillen, erhielten. Die Unkosten musten die Bürger tragen.

Indeß war Paul III. aus dem Hause Farnese zum Pabst erwählt, Filippo Strozzi aus Frankreich nach Rom zurück berufen, und seine zween Söhne Pietro und Vincenzio in

Französische Dienste aufgenommen worden. Auch hatten Filippo und seine Söhne verschiedene Beweise einer angesponnenen Empörung an den Tag gelegt. Daher fieng Alexander an, nicht nur auf die vornehmsten Florentiner, sondern auch selbst auf seine Vetter einen Verdacht zu werfen, und wenige ausgenommen, unter denen auch Francesco Guicciardini war, die eingebohrnen Florentiner von der Verwaltung der Staatsgeschäfte auszuschliessen. Das Mistrauen gegen die Florentiner brachte ihn so weit, daß er nicht nur eine jede verdächtige Handlung, sondern auch ein jedes zweydeutiges Wort mit harten Strafen belegte, und in allen Theilen von Europa, wo sich Florentiner aufhielten, Spionen hatte, die ihm von allen ihren Tritten und Schritten genaue Nachricht gaben. Im Kriminalgerichte hielt er einen Kanzler des Namens Maurizio von Romagna einen groben und grausamen Mann, der anstatt den Befehlen der Regierung zu gehorchen, nach eigenem Gefallen die Bürger in Verhaft nahm, und in heimlichen Kerkern, die zu diesem Ende erbauet waren verschloß, ohne zu wissen, wo sie hingekommen waren. Kurz, der Herzog wurde fürchterlich und grausam. Jedoch hörte er nicht

 auf

auf, seiner Unzucht alle Zügel schiessen zu lassen. Es gieng keine Nacht vorbey, wo er nicht von wenigen bewafneten begleitet, entweder in dem Hause eines adlichen, oder in einem Nonnenkloster Schandthaten ausübte. Er scheuete sich auch nicht, des Nachts bewafnet umher zu schwärmen, und diejenigen zu ermorden, wieder welche er einen Groll hatte, wie es Sorgen Ridolfi geschehen ist, oder Sie durch seine Handlager zu vergiften. Ein solches Schicksal hatte Luisa eine Tochter des Filippo Strozzi, welche seinen unzüchtigen Forderungen kein Gehör geben wollte.

Mit Philippo Strozzi, der noch immer zu Rom war, und seine noch übrigen 5 Söhne samt seinen Lagerbüchern und Handlungsagenten von Florenz entfernt hatte, verbanden sich die Florentinischen Kardinäle Niccolo Ridolfi, Johann Salviati, Schwesterkinder des Pabsts Leo, und Ippolito de' Medici, der Tyranney des Alexanders ein Ende zu machen. Zu diesem Ende sandten Sie drey Botschafter an den Kaiser nach Spanien, die ihm den unerträglichen Zustand der Florentiner mit sehr lebhaften Farben vorstellten. Aber der Kaiser fertigte sie mit dem allgemeinen Versprechen ab, es sollte zu Florenz alles nach ihrem

Wunsch

Wunsch geordnet werden. Es erfolgte aber dießmal weiter nichts, als daß Alexander, der Nachricht davon erhalten hatte, den Pilippo Strozzi mit seinen Söhnen und einigen andern für Rebellen erklärte. Der Kaiser, welcher damals mit der Unternehmung wider Tunis beschäftiget war, hatte keine Zeit, sich in diese Händel weiter einzulassen, da er aber 1535 von dem gesagten glücklichen Kriegeszuge zurück gekommen war, und sich zu Neapel aufhielt, versuchten es die Florentiner, welche sich zu Rom befanden, noch einmal, dem Kaiser wider den Herzog aufzuhetzen, und baten den Kardinal Ippolito, dieß Geschäft auf sich zu nehmen. Der Kardinal, welcher sich gewisse Hofnung machte, das Ruder seines Vaterlandes zu erhalten, säumte nicht, den Antrag zu vollstrecken. Er wurde aber unterwegs zu Itri von seinem Truchses vergiftet, und starb in Zeit von 13 Stunden.

Einige schreiben diesen Tod dem Pabst Paul III zu, der ihn habe hinrichten lassen, um seine reichen Präbenden in die Hände des Kardinals Farnese zu spielen; andere aber schoben mit größerer Wahrscheinlichkeit die Schuld auf den Herzog Alexander, der sich nicht nur den stärksten Feind vom Halse schaffen, sondern auch gleiches

ches mit gleichem vergelten wollte. Vor kurzem hatte ihn der Kardinal in der Wohnung des Marsilischen Erzbischofs Cibo zu Florenz mit Pulver in die Höhe sprengen wollen. Die Sache war aber bey Zeiten entdeckt worden.

Darauf reisete Pilippo Strozzi selbst mit seinen Söhnen und vielen andern ausgetretenen Florentinern nach Neapel, dem Kaiser ihre allgemeine Noth vorzustellen. Allein Alexander kam mit einem fürstlichen Gepränge selbst dahin, da man es am wenigsten vermuthete, und vernichtete die Anschläge seiner Feinde. Hierzu verhalfen die Beredsamkeit des berühmten Geschichtschreibers Francesco Guicciardini, welcher den Philippo beschuldigte, den Herzog selbst zu den Lastern verleitet zu haben, weswegen er ihn nun anklagte, das heimliche Versprechen des Herzogs, dem Kaiser 100000 Scudi zu bezahlen, und wenn er ohne Erben sterben würde, ihm die Festung zu Florenz zum Eigenthum zu hinterlassen. Dazu erneuerte er auch seinen Heurathskontrakt mit der natürlichen Tochter des Kaisers, und verband sich zu einer Morgengabe von 200000 Dukaten. Was aber der Sache das gröste Gewicht gab, war der bevorstehende Krieg mit den Franzosen, welchen der Todesfall des Meiländischen

schen Herzogs Francesco Sforza veranlaßte. Denn er glaubte, gewissere Rechnung auf die Treue seines Eidams, als auf jene der Florentiner, welche es bisher immer mit den Franzosen gehalten hatten, machen zu können.

Hierauf kehrten die misvergnügten Florentiner unverrichteter Sache nach Rom zurück, und Alexander erneuerte seine Hochzeit mit Turnierespielen und andern prächtigen Feyerlichkeiten. Darauf gieng auch er siegreich nach Florenz zurück, und erwartete daselbst den Kaiser, welcher über Rom und Florenz in die Lombardie zu ziehen im Begrif war. Die Ehrenbezeigungen, und Feyerlichkeiten, womit er ihm seinen achttägigen Aufenthalt daselbst angenehm machte, befestigten ihn noch mehr in der Gunst des Kaisers.

Kurz darauf kām seine Braut von Neapel, in Begleitung der Gemahlin des Don Pietro von Toledo, und vieler Neapolitanischen Baronen. Die Feyerlichkeiten, die am Tage des Beylagers angestellt wurden, waren sehr prächtig. Allen Stadtverwiesenen und flüchtigen Florentinern wurde Verzeihung und Erlaubniß, in ihr Vaterland zurück zukehren ertheilt, und viele derselben stellten sich wieder ein; andere aber die Filippo Strozzi anhiengen, blieben aussen.

Nicht lang hernach endigte sich der dießjährige Feldzug des Kaisers wider die Franzosen

mit

mit dem Verlust vieler Truppen, und mit schlechtem Erfolg. Der Kaiser kam aus der Provence nach Genua, um daselbst in Ruhe zu überlegen, wie er das Meiländische vor den Anfällen der Franzosen vertheidigen, und sie aus Piemont gänzlich vertreiben könnte. Weil aber sein vornehmster General Antonio de Leva gestorben war, so glaubte er desselben Stelle mit dem Herzog Alexander am besten besetzen zu können. Dieser liebte die Waffen, und hatte Mittel in Händen, Geld und Mannschaft in der Geschwindigkeit aufzubringen. Niemand war freudiger als der Herzog, da ihm bey dem Besuche, den er dem Kaiser zu Genua abstattete, dieser Antrag geschah. Er konnte kaum die Zeit erwarten, sich in diesem neuen Glanze zu Florenz zu zeigen. Er wußte aber nicht, daß Verrätherey und Meuchelmord ihn zu Hause erwarteten.

Kaum war er nach Florenz zurückgekommen, so fieng er an, auf alle mögliche Weise Geld zu sammeln. Es war auch schon beschlossen, auf einen jeden Scheffel zu mahlen im ganzen Lande eine gewisse Abgabe zu legen, und er träumete schon von vielen Eroberungen, womit er sein Land vermehren würde, als Lorenzo de Medici, sein verstellter Freund auf

eine

eine Gelegenheit lauerte ihn in die andere Welt zu schicken.

Am heiligen drey König Abend, da der Herzog in Begleitung seines vertrauten Kammerdieners Unghero den ganzen Tag auf Hurerey herum geschwärmet, und schon fertig war, sich schlafen zu legen, kam Lorenzo zu ihm, und sagte: Herr, was werden wir diesen Abend anfangen? Worauf der Herzog antwortete! schlafen will ich; denn ich bin müde. Darauf sagte ihm Lorenzo etwas ins Ohr, und der Herzog folgte ihm, nachdem er sein Panzerhemd angezogen hatte, von seinem zween Kammerdienern Giomo und Unghero begleitet. Da sie aber in Via larga kamen, befahl er seinen Begleitern zurück zu bleiben, und Lorenzo führte ihn in sein Haus. Sobald er in das Zimmer kam, wo er bey des Lorenzo Schwester Baldomine, einer jungen Wittwe des Alamanno Salviati, schlafen sollte, legte er sein Panzerhemd, Kleid, und Degen ab, und warf sich aufs Bett, in Erwartung, Lorenzo werde ihm der Verabredung gemäß seine Schwester zuführen. Indeß schlief der Herzog ganz Sorgenlos ein, und Lorenzo gieng eilends zu einem Handfesten jungen Kerl des Namens

Baccio del Tavolaccino, mit dem Beynamen Scoronconcolo, der einen Dienst im Salzamte hatte, und in dem Hause des Lorenzo erzogen worden war, und führte ihn mit sich nach Haus. Da sie die Treppe hinan giengen, kehrte sich Lorenzo um, und sagte ihm: Baccio, nun ist die Zeit gekommen, dein mir so oft beschwornes Versprechen zu erfüllen. Ich hab meinen größten Feind im Hause: du mußt mir ihn helfen ermorden. Da bin ich Herr, antwortete er, verlassen sie sich auf mein Wort. Darauf stand Lorenzo etwas verwirrt, und sagte endlich: Wenn aber dieser Feind der Herzog selbst wäre? Bey diesen Worten schien dem Baccio der Muth zu sinken; jedoch erholte er sich und sprach: Wir sind nun einmal da: also zum Werk; wenns auch der Teufel wäre. Lorenzo gieng allein in das Zimmer, wo der Herzog schlief, nahete sich dem Bett, und indem er sprach: Herr, itzt ist keine Zeit zu schlafen, war aufwachen und einen Dolchstich fühlen eins. Er richtete sich auf, und schrie, Verräther! als er aber noch eine Wunde empfieng, die, wie die erste nicht tödtlich war, ergrif er die Hand des Mörders, und versetzte ihm mit den Zähnen eine schmerzhafte

Wunde

Wunde in den Finger. Darauf sprang er aus dem Bett, schrie um Hülfe, und fiel den Lorenzo wie ein grimmiger Löw an. Er würde auch, wiewohl unbewafnet Herr über ihn geworden seyn, wenn Scoroncontolo ihm nicht zu Hülfe gekommen wäre. Der Herzog versprach ihm Himmel und Erde, wenn er seiner schonte. Er hielt aber Wort, und schnitt ihm die Kehle ab. Hernach legte ihn Lorenzo aufs Bett mit einem Zeddel über seinem Haupte, auf welchem geschrieben war:

Vincit amor patriae laudûmque immensa cupido.

Darauf nahm Lorenzo Postpferde, unter dem Vorwand seinen Bruder Giuliano, der in einem ihrer Lustschlößer in letzten Zügen läge, zu besuchen, und flüchtete nach Venedig zu Filippo Strozzi, und seinen Anhängern, die ihn als den Erretter ihres Vaterlandes mit großen Freuden aufnahmen, und den andern Brutus nannten.

Die Florentiner waren erfreuet, sich von ihrem Tyrann befreiet zu sehen, und es ist wahrscheinlich, daß Sie in dem ersten Auflaufe den Erretter zu ihrem Oberhaupte erwählt haben würden, wofern er sogleich nach der That sich in die Arme des Volks geworfen hätte. So aber begleitete ihn überall die Furcht des Todes. Denn so wohl von Seiten des Kaisers, als des folgenden Herzogs Kosimo I. wurde ihm überall nach dem Leben gestrebt. Der Herzog setzte so gar 7000 Scudi, dem Kaiser zu Gefallen, auf seinen Kopf.

Da

Da das Heer der Strozzischen Parthey bey Monta Murlo in der Nachbarschaft der Stadt Florenz von den Truppen des Kosimo geschlagen, und Filippo Strozzi gefangen ward, begab er sich 1537 mit Pietro Strozzi nach Konstantinopel, die Türken wider Toskana aufzuhetzen, und da sie beym Großvezier kein Gehör fanden, giengen sie beyde nach Frankreich, wo Pietro aufs neue Kriegsdienste annahm, und sich als einen tapfern Soldaten betrug, Lorenzo aber lebte mehrer Jahre zu Paris unter einem angenommenen Namen, und unter dem Vorwand daselbst zu studieren, bis ihn endlich die Lust ankam nach Venedig zurück zukehren. Hier wurde er 1547 von Pandolfini, dem Botschafter des Herzogs entdeckt, und vermittels zweyer Wohldiener von Volterra mit vergifteten Dolchen ermordet. Da die Venezianer die Meuchelmörder verfolgten, verbarg sie der Kaiserliche Gesandte in seinem Haus, und begleitete Sie persönlich zu Wasser in einen sichern Hafen.

Diese Nachrichten habe ich aus der Florentinischen Geschichte des Bernardo Segni, der damals lebte, gezogen. Ich würde wohl gethan haben, wenn ich Sie mit jenen des Guicciardini vergliechen hätte. Dazu hab ich aber itzt keine Zeit. Leben Sie wohl.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

A. 1785. kam zu Weimar auch der 3te Band von diesen Brie-fen in 8 heraus. kost. 45 xr

Die sehr unpartheische Recension aller 3 Bände lies in der weimarischen

Allgem. Literatur-Zeit. vom J. 1785. n. ~~119~~ [120]. S. 186.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jagemann, Christian Joseph,

Briefe über Italien

Bd.: 2. (1780). - 240 S.

Weimar 1780

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 4666
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11248592-2
VD18 80073352-001